

ICH ERZÄHLE VON ALLEN
*Deinen
Wundern!*



CHARLOTTE TEUBNER

EINLEITUNG



Wenn ich dieses Buch herausgebe, so ist es mir ein Anliegen, an Beispielen aus meinem Leben zu zeigen, dass GOTT lebt, und Sein Wort die Wahrheit ist, und sich als lebendige Kraft erweist an denen, die es im Glauben für sich in Anspruch nehmen.

In jeder noch so schwierigen, hoffnungslosen Lage weiss ER den Ausweg, denn ER ist der grosse Erlöser und Beschützer der Seinen. — JESUS, der Mensch gewordene Gottessohn, der am Kreuz von Golgatha für die Sünden der Menschheit starb, und allen, die an IHN glauben, Vergebung ihrer Sünden und ewiges Leben schenkt, ist immer noch grösser als alle Finsternismächte der gottlosen Welt end der Hölle.

Ich danke Gott, dass ER mich in einer an Geld und irdischen Gütern sehr armen Familie und in einer sonnenlosen Ein-Zimmer-Gross-Stadt-Wohnung in Berlin, der Hauptstadt Deutschlands, gross werden liess. — Doch war diese Familie gottesfürchtig und an Jesus Christus als ihren Herrn und Erlöser gläubig, und mit grosser Liebe und Fürsorge sorgten sie für ihre 4 Kinder. — Über der Eingangstür hing in grossen Buchstaben das Josuawort der Bibel:

Ich aber und mein Haus wollen dem HERRN dienen!

Es war das Motto meines Vaters, der in einer kleinen Gemeinschaft der Berliner Stadtmission als Ältester diente, und im vierstimmigen Chor und Posaunenchor mitsang und mitspielte. Dort war die Bibelschulausbildung für mich und meine 3 Geschwister, die wir, nach und nach uns entschieden, den Weg der Nachfolge mit Jesus zu gehen.

ER ist es, der dir Kräfte gibt!

das erlebe ich auch noch im Jahre 2010 in meinem 88. Lebensjahr. Es gut, auf den HERRN vertrauen und nicht sich verlassen auf Menschen!

BERICHTE AUS DEUTSCHLAND



A Einleitung

1. SINGET DEM HERRN EIN NEUES LIED, DENN ER TUT WUNDER !

GOTT HAT MIR EIN NEUES LIED IN MEINEN MUND GEGEBEN, ZU LOBEN UNSEREN GOTT. DAS WERDEN VIELE SEHEN UND SICH FÜRCHTEN UND AUF DEN HERRN HOFFEN. Psalm 40,4

UND ICH SAH, UND SIEHE, DAS LAMM STAND AUF DEM BERGE

ZION, UND MIT IHM HUNDERTVIERUNDVIERZIGTAUSEND, DIE HATTEN SEINEN NAMEN UND DEN NAMEN SEINES VATERS GESCHRIEBEN AUF IHRER STIRN. ... UND SIE SANGEN EIN NEUES LIED. OFFENBARUNG 14, 2

Musik und Gesang spielten eine ganz wichtige Rolle bei Familie Teubner, die in der Großstadt Berlin lebte. Mit ihrer hellen Sopranstimme sang die Mutter Teubner ihren vier Kindern das Evangelium ins Herz, so dass wir Kinder fast das Singen noch vor dem Sprechen lernten. Vater Teubner spielte im Posaunenchor der Berliner Stadtmission mit und sang auch im gemischten Chor dieser Gemeinschaft, in der er Gemeindeältester war. Als wir vier Geschwister aufwuchsen, war es für uns eine Freude, es ihm gleich zu tun; die beiden Jungen spielten im Posaunenchor und sangen zusammen mit uns beiden Mädchen im gemischten Chor mit. Außerdem lernten wir im Gitarrenchor das Gitarrenspiel, das mich durch mein ganzes Leben begleitete.

An jedem Sonntag vor oder nach dem Gottesdienst sammelte sich meist eine Schar von Jugendlichen in unserer kleinen Großstadtwohnung um das alte Harmonium und wir sangen dort, meist mehrstimmig, ein Lied nach dem anderen von den schönen alten Glaubensliedern. Auch während der sechs Kriegsjahre, in denen meine beiden Brüder an der Kriegsfront waren, verstummte der Lobgesang nicht – auch nicht nach manch einem schrecklichen Bombenangriff auf unsere Großstadt. Eines unserer Lieblingslieder in dieser Zeit war der alte Bachchoral:

Gott lebet noch, Seele, was verzagst du doch?

Gott kann besser als wir denken, alle Not zum Besten lenken.

Seele, so bedenke doch: lebt doch unser Herrgott noch !

Es war Himmelfahrtstag im Jahre 1937, zwei Jahre vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. An diesem Tage feierten die vereinigten Landeskirchlichen Gemeinschaften von Berlin den traditionellen Waldgottesdienst im Grunewald, an dem auch ein Jugendchor von 200 Sängern mit seinen Liedern das Fest umrahmte. Das alte Tersteegen - Lied „Gott ruft noch, sollt ich nicht endlich hören“ war oft geprobt und gesungen worden. Doch diesmal war es ein ganz persönlicher Anruf Gottes an mich, die

ich mich unter den Sängern befand. Und so sang ich die letzte Strophe des Liedes als ein Gebet der persönlichen Hingabe an Gott:

*Ach nimm mich hin, Du Langmut ohne Maßen,
Ergreif mich wohl, dass ich Dich nicht verlasse,
HERR, rede Du, ich geb begierig acht,
Führ, wie Du willst, ich bin in Deiner Macht.*

Nach langen inneren Kämpfen hatte ich damit, damals 16-jährig, die Hingabe meines Lebens an Gott vollzogen und wusste es: ER hat mich angenommen, und ich gehöre IHM für Zeit und Ewigkeit!

Und damit begann auch in meinem Herzen das neue Lied von der Erlösung durch Jesus Christus zu tönen und zu klingen, das viele andere auch noch hören sollten.

Um diese Zeit wusste ich es noch nicht, dass es in Gottes Plan war, IHM einmal auf dem Missionsfeld in Panama zu dienen.

Bald nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges wurde ich gerufen, drei Jahre lang in kirchlichen Jugendkreisen der DDR zu dienen, und später noch einige Jahre unter den vielen Flüchtlingen, die in meine Heimatstadt West-Berlin strömten.

Während all dieser Jahre sprach es mich immer in ganz besonderer Weise an, wenn ich Missionslieder hörte oder sang, wie z. B.

*„Von Grönlands Eisgestaden, von Indiens Perlenstrand,
Von Perus goldnen Pfaden, vom dunklen Mohrenland,
Von manchem goldnen Ufer und perlenreicher Flur,
ertönt das Flehn der Rufer: zeigt uns der Wahrheit Spur!“*

Auch Missionsbücher sprachen mich sehr an, so dass der Wunsch nach Missionsdienst in Übersee immer stärker wurde. Doch alle Türen schienen verschlossen und ich war ja auch nicht mehr die Jüngste, bis im Jahre 1959 ein Ruf aus Marokko kam: Komm herüber und hilf uns in unserer kleinen spanischen Bibelschule, die von der Radiomission „Stimme von Tanger“ dort gegründet worden war. Mit großer Freude sagte ich zu, doch schon im ersten Jahr meines Dienstes als Hausmutter in der dortigen Bibelschule wurden alle Radiosender in Marokko auf Befehl des Königs Mohammed V. geschlossen und alle Missionare, auch ich, mussten das Land verlassen. In dieser Zeit kam eine Broschüre der Wycliff-Bibelübersetzer in meine Hände, in der ich über die unerreichten bibellosen Stämme las, und bald wurde es klar, dass Gott dorthin eine Tür für mich auf tun wollte. Nach einer gut einjährigen Ausbildung in Linguistik und medizinischer Arbeit erreichte mich eines Tages nach vielen Hindernissen und auf mancherlei Umwegen ein Ruf aus Panama: Komm herüber und hilf uns in der Missionierung des Guaymi Indianerstammes !

Diese über 50.000 Indianer leben weit verstreut im Berggebiet Westpanamas und wohnen in ihren mit Gras gedeckten Hütten nicht in Dörfern, sondern in kleinen Familiensiedlungen, und man kann in ihr Gebiet nur auf schmalen Bergpfaden zu Fuß oder zu Pferd gelangen.



Das Leben dieser Bergindianer ist rauh und hart. Sie leben von den kärglichen Erträgen, welche die oft an steilen Berghängen angelegten Felder ihnen geben. Jedes Jahr werden im Februar auf einem Feld das Buschwerk und die kleineren Bäume abgehauen, und wenn es in der heißen Sonne der Trockenzeit getrocknet ist, wird es abgebrannt. In die Asche, die als Dünger dient, wird dann mit der Hand der Reis gesät und später, wenn der Regen gekommen ist, das ganze Feld mit der Hand vom Unkraut befreit. Das bedeutet viel und harte Arbeit in glühender Sonne oder strömendem Regen. Auch Mais und Bohnen und einiges Wurzelgemüse wird auf diese Art angebaut, und es ist manchmal nur gerade genug, um zu überleben.



Wenn jemand in der Familie krank wird, muss alle Arbeit, auch auf den Feldern aufhören, und somit kann oft der Reis nicht gepflanzt oder geerntet werden, nur weil jemand krank geworden ist! Und das bedeutet dann Hunger und mehr Krankheit, besonders auch Tuberkulose!

Als Urheber aller Krankheiten werden jedoch die bösen Geister angesehen, vor denen sich alle Guaymis sehr fürchten. Es gibt bei ihnen nur einige wenige Männer, die Macht über die bösen Geister haben, das sind die Zauberer. Zu ihnen muss man

gehen, wenn jemand in der Familie krank geworden ist, oder auch wenn man einen Traum gehabt hat, was ein Anzeichen dafür ist, dass ein Feind einen Zauberfluch über den, der den Traum hatte, ausgesprochen hat. So muss nun der Zauberer herausfinden, wer dieser Feind war, und über diesen dann einen Zauberfluch aussprechen, so dass der Feind dann krank wird und stirbt. So töteten sich manche Familien gegenseitig durch Zauberei! Auch behaupten die Zauberer, Krankheiten mit Hilfe ihrer bösen Geister heilen zu können. Aber sie machen es nicht umsonst, sondern lassen sich gut bezahlen. So leben die Guaymis in dauernder Furcht voreinander und vor den bösen Geistern und sind abhängig von ihren Zauberern, die Knechte Satans sind.

Die Guaymis glauben an einen Schöpfergott, der alles, auch Tiere und Menschen geschaffen hat. Doch, nachdem er alles fertig hatte – so sagen sie – zog er sich in den Himmel zurück und kümmert sich nicht mehr um die Menschen. Er gibt ihnen nur Nahrung, damit er selbst Nahrung hat, denn wenn er hungrig ist, dann holt er sich die Seelen einiger Menschen und isst diese auf, und die Menschen müssen dann sterben. So leben die Guaymis auch in großer Furcht vor Ngöbö, dem Schöpfergott. Nur die Zauberer haben Einspracherecht bei ihm und können ihn bitten, den einen oder anderen zu verschonen, wenn diese mit Geschenken zu ihnen kommen und sie um Hilfe und Fürsprache bitten.

So lebten die Guaymis durch viele Generationen hindurch in Finsternis und Furcht und suchten immer nach dem stärksten Zauberer, der die größte Macht hat.

Bevor ich im November 1962 nach Panama kam, hatten dort schon einige Missionare, besonders zwei Amerikanerinnen, etwa sechs Jahre unter den Guaymis gearbeitet. Die beiden jungen Frauen wohnten an einem ganz entlegenen Ort im Berggebiet der Indianer. Dort erzählten sie den sehr scheuen Indianern, die zuerst vor ihrem so andersartigen Aussehen flohen, dass der Schöpfergott sie gar nicht aufessen will, sondern sie lieb habe. Er hat sogar seinen einzigen Sohn, Jesus Christus, vom Himmel auf die Erde zu den Menschen herab gesandt, und dieser hat sich dann für all die bösen Taten

der Menschen strafen lassen. Bei seinem Sterben am Kreuz hat Er dann Satan und alle seine bösen Geister besiegt und entmachtet!

„Das ist aber ein gutes Wort, was ihr habt“, sagten sie zu den Missionarinnen. „Unsere Zauberer haben hingegen ein böses Wort! Wir wollen mehr von Eurem guten Wort, worauf wir schon so lange gewartet haben, hören!“ Und so kam es, dass bald viele der Indianer Jesus, den Sohn Gottes, und sein Gutes Wort, wie sie es nannten, annahmen und frohe, befreite Christen wurden.

Die Guaymi Indianer kannten keine Lieder und hatten vorher auch nicht gesungen, doch nun wollten sie die „Fröhlichen Worte“, wie sie die Lieder nannten, die die Missionarinnen ihnen vorsangen, auch lernen. Die Lieder hatten zwar spanische Worte, wie auch das Buch Gottes, aus dem die Missionarinnen ihnen vorlasen, in spanisch war. So meinten sie, Gott rede nur spanisch und auch sie müssten zu Ihm spanisch reden und beten.

Die Melodie spielte bei den Liedern keine so große Rolle, auch die spanischen Worte nicht, aber sie sangen aus der Freude ihres Herzens das neue Lied von der Erlösung durch Jesus Christus!

Und sie konnten stundenlang singen, ohne zu ermüden!

Als ich Ende 1962 zu ihnen kam, begleitete ich die mir gut bekannten spanischen Evangeliumslieder auf meiner Gitarre, und sang mit lauter Stimme, um ihre falschen Töne zu übertönen! Ich wunderte mich nur, dass sie immer zwei bis drei Töne und Worte hinter mir her sangen, und ich dachte, ich sänge zu schnell. Doch der Grund war der, dass sie weder Worte noch Melodie kannten, und so war das Singen nicht gerade melodisch in meinen Ohren! Doch nach und nach lernten sie auch die Lieder und das Singen besser. Einige von ihnen lernten sogar durch auswendig gelernte Lieder das Lesen der spanischen Sprache! Heute sind einige von ihnen ausgezeichnete Sänger und Gitarrenspieler, und ab und zu tragen sie auch schon Lieder mehrstimmig vor!



Während der ersten drei Jahre in Panama lag der Schwerpunkt meines Dienstes auf der medizinischen Behandlung der Kranken, die oft in Scharen von weither zu uns kamen oder gebracht wurden, um von uns, die manchmal missverstandene „Zaubermedizin der weißen Frauen“ zu holen. Die jungen Gläubigen aber lernten es bald, auch für die Kranken unter ihnen zu beten. Jesus hatte doch so viele Kranke hier auf Erden geheilt, und warum sollte Er das nicht heute auch tun können? Aber sie erfuhren auch, dass es in Gottes Plan sein kann, einige aufs Gebet hin zu heilen und andere wieder zu sich zu nehmen. So erlebten wir beides, wunderbare Heilungen, aber auch Todesfälle.

Als dann eine holländische Krankenschwester kam, die die medizinische Arbeit übernehmen konnte, fing ich mit dem Lernen und der Analyse der schwierigen Guaymi-Sprache an, die durch meine Vorgängerin erst teilweise niedergeschrieben und analysiert war. Im Jahre 1965 fing ich dann mit der Übersetzung des Neuen Testaments in die Guaymi-Sprache an, zunächst mit Layo, einem jungen gläubigen Guaymi. Meine Kollegin Eleanor hatte ihm das Lesen und Schreiben in spanisch beigebracht, und nun liebte er es, stundenlang die Bibel und schwierige theologische Kommentare zu lesen.

„Layo, welches ist die wichtigste Geschichte, die wir zuerst übersetzen sollten?“ fragte ich ihn.

„Markus 5, die Befreiung des besessenen Gadareners von der Legion von bösen Geistern!“ war seine prompte Antwort. Und danach war ihm die Auferstehungsgeschichte Jesu die zweitwichtigste Geschichte, die wir übersetzten. „Mein Volk soll wissen, dass Jesus der HERR über die Dämonen ist, und dass ER lebt!“ sagte Layo.

Er wurde aber oft und immer wieder, wenn wir übersetzten, meist in den Nächten schwer angefochten, so dass er es schließlich nicht weitermachen konnte, nachdem wir etwa die Hälfte des Neuen Testaments übersetzt hatten. Mit Pablito, einem jungen begabten Oberschüler, machte ich dann weiter, und 1973, Ende Mai, konnten wir die Erstübersetzung des Neuen Testaments in die Guaymi-Sprache fertig stellen. Welche Freude! Die Bücher des Neuen Testaments wurden alle auf Matrizen geschrieben und abgezogen und einigen Brüdern zur Revision weitergeleitet. Mit Maximo arbeitete ich dann an der Revision der Übersetzung und später mit Florentino, wobei ich auch die Hilfe der Wycliff Bibelübersetzer in Panama City in Anspruch nehmen konnte, bis diese, fälschlich angeklagt, 1981 Panama verlassen mussten.

Einige Bücher, wie z. B. das Lukas- und das Johannesevangelium, wie auch vier von den Paulusbriefen und der 1. Johannesbrief wurden gedruckt. 1986 übergaben wir die Weiterarbeit an der Übersetzung einem jungen Wycliff -Ehepaar, das inzwischen einreisen konnte. Mir selbst aber wurde in dieser Zeit der Auftrag zuteil, spanische Evangeliumslieder in die Guaymi - Sprache zu übersetzen, was ich mit großer Freude tat. Etwa 50 Lieder und Chorusse sind inzwischen übersetzt und in einem kleinen Büchlein veröffentlicht. Wie gern werden sie von den Guaymi - Geschwistern gesungen! „Jetzt verstehen wir, was wir singen!“ sagen sie manchmal. „Früher sangen wir nur spanische Worte, die wir oft nicht verstanden, aber jetzt singen wir das Lied von der Erlösung, das neue Lied, in unserer Sprache, die wir verstehen!“

Ja, sie singen ein neues Lied!

„Kennst auch du dieses neue Lied von der Erlösung durch Jesus Christus, und kannst du es einmal gemeinsam vor dem Throne Gottes mit den Guaymi -Geschwistern singen?“

VOR UND NACH DEM ZWEITEN WELTKRIEG

Die Reiche dieser Welt

*„Die Herren dieser Welt kommen und gehen, aber unser HERR kommt!“
Finanzminister Friedrich von Weizsäcker 1945*

Beim Studium des Buches Daniel in unserem Hausbibelkreis in Boquete (2004) wurde ich an manches erinnert, was während und nach der Hitlerzeit in Deutschland passierte.—Ich war damals ja Schülerin (von 12 Jahren) als Hitler am 30. Januar 1933 an die Macht kam, und erlebte hautnah so manches, was damals vor unseren Augen geschah. Das Buch „Mein Kampf“, was Hitler als Wegweisung und Vermächtnis für das deutsche Volk geschrieben hatte, und was alle Schüler lesen sollten, sollte die „Bibel der Deutschen“ werden. Der altbewährte, kaisertreue General von Hindenburg, der damalige Präsident, hatte auf das Drängen der sich immer mehr ausbreitenden Hitlerpartei, der NSDAP, die Regierungsgewalt schweren Herzens an den einfachen, nicht sehr gebildeten „Gefreiten des Ersten Weltkrieges“ Adolf Hitler, der sich „der FÜHRER“ nennen ließ, übergeben.- Dieser hatte bei der Beerdigungsfeier des alten Generals von Hindenburg ihm das Wort nachgerufen „ Großer Feldherr, geh nun ein in Walhall!“

Das zeigte uns damals schon seine religiöse Einstellung, obgleich er in seinen vielen hinreißenden Reden immer von dem „Allmächtigen“ sprach , womit er auch viele Gläubige betrog. Ich hörte öfters bewährte Glaubensmänner sagen: „Das ist der Mann, den uns Gott gesandt hat, um unser zertretenes deutsches Volk nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg wieder aufzurichten!“ Und die großen Erfolge, die er bei der Arbeitsbeschaffung, dem Arbeitsdienst (zu dem ich auch ein Jahr gehörte) u.a. errang, auch die „Annexion“ der damals abgetretenen Gebiete schienen ihm als Retter Deutschlands recht zu geben. Er sprach dann immer wieder von der bevorzugten „Arischen Rasse“, durch die die Welt „genesen“ sollte. Und die Judenfrage wurde zum brennenden Problem, das einer „Lösung“ bedurfte!

Der größte Feind der Welt waren immer die Juden, auch was Martin Luther über die Juden geschrieben hatte, wurde uns Schülern als richtungsweisend weitergegeben. In unserer Oberschulklasse hatten wir drei Jüdinnen, mit denen ich mich besonders anfreundete, da sie von allen anderen gemieden wurden. Sie gehörten doch zum Volke Gottes, - doch nach und nach verschwanden sie aus der Schule.— Unsere Klassenlehrerin Hetta Müller von Hausen, erzählte uns, dass ihr adliger Vater ein Freund von Hitler sei, der mit ihm die „Judenfrage lösen“ wollte. Und beide beschlossen, die Juden, die an allem schuld seien, auszurotten, und damit auch die „christliche Judenreligion“ mit dem Judenbuch, dem Alten, zu verbannen. Das Neue Testament, als Buch, das von Jesus, der ja arischer Abstammung sei, wurde dann noch erlaubt und anerkannt.- Doch die christliche Religion sollte in eine „judenfreie Religion“ umgewandelt werden, wozu der Kultusminister Rosenberg seinen „Mythos“ schrieb. und der damalige Bischof der Lutherischen Kirche, Müller, die „Kirche der Deutschen Christen“ gründete.

Nach sechs Jahren Frieden unter Hitlers Herrschaft, wo er das „Großdeutsche Reich“ gründete, das 1000 Jahre währen sollte, begann im September 1939 der Krieg. Die „bösen Polen“ hatten Schuld, weil sie die dortigen Deutschen provozierten, sodass Deutschland sie „verteidigen“ musste, und in einem „Blitzkrieg“ wurde das ganze Land Polen eingenommen.—Der „Polnische Korridor“ wurde deutsch und zum Warthegau erklärt, wo deutsche Bauern angesiedelt wurden. Und dann folgte die Besetzung vieler anderer Länder Europas, von Griechenland bis Norwegen. Auch England und später Finnland einzunehmen war geplant. Doch in beiden Ländern hatte die Regierung einen Gebets- und Fastentag angeordnet, sodass die deutschen Truppen durch Engelmächte gehindert wurden, in Finnland auch durch Schneestürme, diese Länder, in denen gebetet wurde, einzunehmen! – Welch eine Macht ist doch das Gebet!—In Europa hatte Hitler zwei Verbündete: General Franco in Spanien, und Mussolini in Italien. Außerdem gehörte Japan zu den Verbündeten.

So stand bald die ganze Welt in Flammen, während die deutschen Truppen im kalten Russland nach Moskau vorrückten, und im heißen Afrika unter dem gottesfürchtigen General Rommel, (der sich geweigert hatte, Israel anzugreifen, den man auch den „Wüstenfuchs“ nannte), die englischen Truppen angriff, aber geschlagen wurde!— (PS. Dies sind keine „authentischen fehlerfreien Berichte“, nur einiges, an das ich mich aus jener Zeit erinnere!)

In Deutschland ging alles seinen geordneten Gang weiter. Nur die Jugendlichen und die Männer fehlten, weil sie „eingezogen“ waren, und die Frauen mussten den Platz ihrer Männer so gut als möglich einnehmen. Ich selbst konnte weiter lernen in einer Apotheke und später das Abitur in Abendkursen nachmachen und mit dem Pharmaziestudium beginnen. Die Lebensmittelversorgung war gut organisiert und vieles andere auch.—Wir hatten uns ein Radiogerät angeschafft, sodass wir zu Hause die Nachrichten von den Kriegsschauplätzen hören konnten, - aber nur auf deutschen Sendern, die dauernd „Siegesmeldungen“ weitergaben! Der Propagandaminister Josef Goebbels wußte das deutsche Volk durch seine „Siegesnachrichten“ in „guter Laune“ zu erhalten, denn der Endsieg sei uns ja gewiss!—Hin und wieder kamen Nachrichten durch, von einigen Soldaten oder Truppen, die für „Führer und Vaterland“ gefallen seien. Auch der Rückzug der deutschen Truppen in Russland und der Tod von tausenden von Soldaten im Kessel von Stalingrad wurde ebenfalls in einen Sieg umgewandelt.-



Doch dann kamen die Bombenangriffe auf die deutschen Städte, wo tausende von Zivilisten, Frauen und Kinder umkamen! – Wenn nachts die Sirenen heulten, mussten wir schnellstens aus unseren Betten heraus in den Luftschutzkeller laufen und dort, oft zitternd auf wackligen Stühlen und Bänken, warten bis die Sirenen die „Entwarnung“ gaben. Viele Städte wurden in Schutt und Asche gelegt und Menschen unter ihrem Schutt begraben. Auch Berlin war oft das Ziel der Luftangriffe, aber durch die Größe Berlins wurde nur einmal unser Stadtteil Charlottenburg

angegriffen, und wir hörten um uns die Sprengbomben fallen, - die nächste konnte jetzt unser Haus treffen, und uns unter ihrem Schutt begraben - doch Gott zeigte mir den sicheren Zufluchtsort in Gott: **„HERR GOTT, DU bist unsere Zuflucht für und für!“** dieses Wort aus dem 90. Psalm war uns Rettung, dass unser Haus nicht getroffen wurde!

Die russischen Truppen waren in Berlin eingezogen! Im Ostteil von Berlin und anderen Teilen, wo sie z.T. Haus für Haus eroberten, fanden Strassenkämpfe statt. - Die Russen setzten Granatwerfer und „Molotow-Cocktails“ ein, um den Widerstand zu brechen, zu dem wir im Radio aufgefordert worden waren. „Totaler Krieg“ wurde uns verkündigt im Radio: „Jedes Haus eine Festung des Widerstandes gegen den Feind!“ - Doch der Feind war stärker als einige Frauen und Kinder, die Berlin verteidigen sollten!—Ich ging noch täglich in meine Apotheke, um Medikamente, die noch vorhanden waren, auszugeben. Auf dem Weg dorthin, ca. 20 Minuten, hörte ich die Granaten über mir heulen und irgendwo einschlagen, bis es dann doch zu gefährlich wurde und ich in unserer Wohnung bei Vater und Mutter blieb. Am 20 April, „Führers Geburtstag“, hatten die russischen Truppen Berlin erreicht. Der „Führer“ hatte sich in seinem Bunker erschossen und angeordnet, dass man ihn mit Benzin übergießen sollte und verbrennen!!—Auch Josef Goebbels Stimme hörte man nicht mehr, er hatte sich mit seiner Familie erschossen. - Der Kampf um Berlin dauerte noch etwa 14 Tage bis Berlin sich ergab und Anfang Mai waren die Russen bis nach Charlottenburg, ganz im Westteil, vorgedrungen. Es fielen keine Bomben mehr, aber bis dahin hörte man die Granatwerfer zischen und einschlagen! Bis es Anfang Mai plötzlich ganz still wurde,---Toten-Stille!?! Unheimlich diese „Stille nach dem Sturm!“ Berlin, die letzte „Festung“ hatte sich „ergeben“, - der „Führer“ tot!-- Es war „Frieden“ geschlossen worden, - der grausame Krieg hatte aufgehört. - Doch was nun?! –Die meist mit Wodka-Alkohol“ betrunkenen russischen Soldaten hatten drei Tage „plünderfrei“ und konnten überall eindringen und sich nehmen, was und wen sie wollten! – und besonders auch die deutschen Frauen und Mädchen vergewaltigen!!—Schrecken überall!!!—Viele Frauen wurden nach Russland verschleppt, auch einige meiner Cousinen, die im Ostteil Deutschlands lebten und sich auf die Flucht nach dem Westen begeben hatten.—Unendliche Trecks von Flüchtlingen, von denen besonders im kalten Winter viele umkamen mit ihren Pferden und Wagen!-- In unserer Berliner Wohnung wohnte ich mit meinen Eltern und meiner sechzehnjährigen Schwester im ersten Stock des großen Hauses, wo wir auch von Russen „besucht“ wurden. Doch bald merkten wir, dass die Russen nie in die oberen Stockwerke gingen, nur unten und in die Kellerräume. So gingen wir in die ausgebrannte Wohnung im fünften Stock zum Schlafen, und dann zu einer Freundin, die im fünften Stock wohnte, wo wir beiden Mädchen sicher waren.



Aber das Essen!! Keine Lebensmittel-Ausgabe mehr, jeder musste sehen, wo er etwas zum Essen „fand“! Beliebt waren die Brennnesseln auf den Schutthaufen, oder „Blättersuppe“ von irgendeinem Baum!- Aber auch da wusste Gott seine Kinder hindurch zu bringen! Auf den sogenannten „Kartoffel-fahrten“ zu den Bauern um Berlin konnte meine Mutter und später mein aus dem Kriege heimgekehrter jüngerer Bruder etwas zum Essen finden. - Und auch das „Fleisch des Waldes“, die Pilze, wuchsen in dem ersten Jahre so reichlich! Und Gott hatte noch viele Mittel und Wege seine hungernden Kinder zu versorgen, - Wunder über Wunder erlebten wir!

Nach Kriegschluss wurde Deutschland ja in West und Ost geteilt, dazu Berlin in vier Sektoren! Der größere Sektor im Osten gehörte den Russen, der Südteil Berlins den Amerikanern, den Engländern der Westen, wo wir wohnten, und den Franzosen der Sektor im Norden. Wir waren jedoch von der „Russischen Zone“ umgeben und lebten wie auf einer Insel!-- Wie froh waren wir, als nach zwei Monaten die russischen Truppen von Westberlin abzogen und die Britischen Soldaten Einzug hielten! - Wir hatten hier völlige Freiheit und unter diesen Soldaten waren auch viele Gläubige, die ihre „Army Scripture Readers“ mitgebracht hatten, zu deren

Gottesdiensten wir auch eingeladen waren und mit Freuden teilnahmen. Doch unsere Not war die, dass wir keinen Kontakt nach Westdeutschland haben durften, da wir ja auf der „Insel Westberlin“ lebten und nicht durch die Russische Zone, die uns umgab, reisen durften! – So geschah es, dass im Mai 1948 die Russen beschlossen, alle Zufahrtswege nach Westberlin zu schließen, sodass keine Lebensmittel von Westdeutschland zu uns hereinkommen konnten. Wir sollten



ausgehungert werden,--Zwei Millionen Westberliner!!—Gott bewegte die Herzen unserer früheren Feinde, dass sie statt Bomben nun in ihren Flugzeugen Lebensmittel für uns hereinfliegen. Alle drei Minuten landete ein Flugzeug auf dem Tempelhofer Flugplatz, und flog wieder zurück, um mehr Lebensmittel hereinzufliegen! Welch ein Wunder Gottes, diese „Luftbrücke“, die uns ein Jahr lang vom Himmel her mit Lebensmitteln versorgte!—Zudem hatte Gott den westdeutschen Bundesländern einen gottesfürchtigen Bundeskanzler gegeben: Konrad Adenauer. Als im Mai 1948 der Staat Israel ausgerufen wurde, sah Adenauer, dass Deutschland, das sich so schwer an Gottes Bundesvolk, den Juden, versündigt hatte, dies soweit wie möglich durch große Entschädigungssummen wieder gut machen sollte. Und Westdeutschland anerkannte Israel als Staat, während Ostdeutschland unter der atheistischen kommunistischen Regierung, Israel nicht anerkannte.—Die Folge?! Westdeutschland erhob sich wie der Phönix aus der Asche und wurde zu einem der reichsten Länder der Welt, während Ostdeutschland, das sich die Deutsche Demokratische Republik (DDR) nannte arm und elend blieb!- „Ohne Gott und Sonnenschein holen wir die Ernte ein!“ war eins ihrer Schlagworte! Doch

Gott lässt sich nicht spotten!---Sie blieben arm!

Ich wurde von der evangelischen Kirche berufen, die kirchlichen Jugendkreise in der DDR zu besuchen von 1949 – 1952, bis wir, die „bösen Westberliner“, keine Einreise mehr in die DDR bekamen!—Die berühmte Berliner Mauer wurde von Erich Honecker errichtet, die den Zugang nach Westberlin nicht mehr möglich machte.—Als dann, 1989 wieder durch ein Wunder Gottes, die „Mauer fiel“, stand mit einem Male Erich Honecker mit seiner Frau, der Erziehungsministerin Margot Honecker, der aus seiner Villa hinaus geworfen wurde, auf der Strasse, und niemand wollte ihn aufnehmen. Da erbarmte sich ein evangelischer Pastor, Uwe Holmer, ein Freund von uns, ihrer und nahm sie in sein Pfarrhaus auf, wo sie einige Monate an der Hausgemeinschaft im Pfarrhaus teilnehmen durften! Die Erziehungsministerin hatte den sehr begabten Kindern von Pastor Holmer nicht erlaubt, das Abitur zu machen, weil ihr Vater Pfarrer war, und nun gab einer der Söhne dieser Frau sein Zimmer!—Später lud der Senat von USA Pfarrer Holmer und seine Frau Sigrid ein, zu einem Bericht vor dem Senat, um ihn zu ehren! Erich Honecker starb kurze Zeit danach in Moskau an Krebs. Seine Frau soll in Chile leben und steht in dankbarem Briefwechsel mit der Familie Holmer.

So kommen und gehen die „Herren dieser Welt“, aber unser HERR kommt!“

Brot vom Himmel!

Der sechs lange Jahre währende zweite Weltkrieg war im Mai 1945 vorüber und die überlebenden Bewohner der Hauptstadt Berlin atmeten auf und versuchten aus ihren von Bomben zerstörten Häusern wieder bewohnbare Unterkünfte zu schaffen. Daneben plagte sie die Sorge um die Beschaffung des täglichen Brotes, das so sehr knapp geworden war. In dieser schwierigen Zeit erlebten wir als Familie die wunderbare Hilfe Gottes auf vielerlei Weise. Dabei erlebte auch ich das Wunder, wie Gott die hermetisch geschlossenen Grenzen der Inselstadt Berlin für mich auftrat, sodass ich im Mai 1948 für

sechs Wochen nach England fahren durfte. Gott schenkte mir dort eine so überwältigend schöne und gesegnete Zeit, dass ich an diesem wunderbaren Ort all die Not der Kriegs- und Nachkriegsjahre fast vergaß. Aber dann hieß es im August wieder zurück zu reisen in das arme zerstörte Deutschland, nach unserer Inselstadt Westberlin - Doch da erreichte uns - eine Berliner Studentin und mich - auf dem Wege dorthin eine sehr bedrückende Nachricht, die besagte: Alle Grenzen nach Westberlin sind gesperrt und keiner kann mit Bus oder Bahn nach Westberlin kommen! Was das für uns bedeuten würde, ahnten wir zunächst noch nicht! Aber als wir mit der Bahn in Hannover ankamen und uns nach dem nächsten Zug nach Berlin erkundigten, sagte man uns: es fährt kein Zug nach Berlin!! Was nun?! Wir kamen gerade aus England und man riet uns: Fragt doch mal bei der englischen Kommandantur



nach, was ihr tun sollt, denn ihr seid ja Westberliner aus dem britischen Sektor von Berlin! Gesagt, getan! Doch dort machte man nicht viel „Federlesens“, sondern drückte uns eine Flugkarte nach Berlin in die Hand, ohne Geld, da ja auch gerade die neue deutsche Geldwährungs-Umstellung stattgefunden hatte und wir nur noch das „alte Geld“, das nichts mehr wert war, hatten! — In eine kleine englische Fallspringer-Maschine wurden wir hineingelassen und saßen dort mit einigen anderen Westberlinern erwartungsvoll auf den primitiven Soldaten-Bänken. — Nach einer guten Flugstunde landeten wir auf dem Westberliner

Flughafen, wo wir mit der noch funktionierenden Stadtbahn bis Charlottenburg fahren konnten. Dort trafen wir auf dem Bahnhofsvorplatz, dem „Stutti“, wie ihn die Berliner nannten, viele Leute an, die ihre Wohnungen in der Abenddämmerung verlassen hatten, da ja Stromsperre war und kein Licht in den Häusern brannte. Unter ihnen auch meine Mutter. Wie staunte sie, mich zu sehen: „Mädel, wie bist Du nur hergekommen?!“ fragte sie erstaunt, es fahren doch keine Züge noch Busse nach Berlin! „Durch die Luft!“ sagte ich, wie selbstverständlich! Sie begriff es nicht gleich, bis ich ihr den ganzen Verlauf der Dinge erklären konnte und wie dankten wir gemeinsam Gott, dass ER mich so wunderbar bewahrt und hergebracht hatte, auch durch die Luft!

Doch nun begann auch für mich der schwierige Alltag auf der „Insel Westberlin“! Wie werden wir nur durchkommen?! Mein aus der kurzen amerikanischen Kriegsgefangenschaft heimgekehrter Bruder, meine Mutter und ich, wir drei waren nur noch in unserer kleinen Wohnung beisammen in dem großen Haus, das nicht von Bomben zerstört worden war. Meine Schwester wurde als Lernschwester im Krankenhaus versorgt und Vater und ältester Bruder waren schon beim HERRN, von IHM heimgerufen, mein Bruder als Soldat am Ende des Krieges und mein Vater im Frühjahr des gleichen Jahres.

Doch was war geschehen? Die Russen hatten Anfang August 1948 alle Zufahrtswege nach Westberlin von Westdeutschland aus abgesperrt, sodass keine Menschen und auch keine Lebensmittel mehr nach den drei Westsektoren von Berlin gelangen konnten. Sie wollten uns zwei Millionen Westberliner „aushungern“ oder auch zwingen, dass wir uns alle dem großen russischen Ostsektor von Berlin anschließen und uns für den Kommunismus öffnen sollten. Doch dazu war keiner, der die Schrecken der russischen Einnahme von Berlin miterlebt hatte, gewillt. Und dann geschah das Wunder, das wohl keiner von uns für möglich gehalten hätte:

Unsere drei ehemaligen Alliierten Feindmächte, die Amerikaner, Engländer (Großbritannien) und Franzosen, wurden sich einig, dass sie die Westberliner über die Luft mit Brot und Lebensmitteln versorgen wollten!!! Unsere bisherigen Feinde wollten uns am Leben erhalten durch ihre Flugzeuge! Sie, die bisher jede Nacht uns mit zerstörerischen Bomben beworfen hatten, wollten uns nun mit Lebensmitteln versorgen!!! Und das mit den gleichen Flugzeugen!!



Und so begann das „Brotwunder“, das später als „Luftbrücke“ beschrieben wurde und das ein ganzes Jahr währte, bis die Russen nachgaben und die Zufahrtswege nach Berlin wieder öffneten! Alle drei Minuten landete ein „Brotflugzeug“ auf dem einzigen Flughafen mitten in der Stadt in Tempelhof und alle drei Minuten flog ein Flugzeug zurück um mehr Lebensmittel zu „tanken“! BROT vom HIMMEL! erinnert uns das nicht an das Erleben des Volkes Israel in der Wüste, wo Gott dieses Volk auch mit mehr als zwei Millionen Menschen 40 Jahre lang mit Brot vom Himmel, dem Manna, in der Wüste

versorgte?! Haben wir nicht den gleichen starken allmächtigen Gott, wie Israel, der sich nicht ändert oder schwächer wird und keine Wunder mehr tun kann oder will?!

Du bist der Gott, der allein Wunder tut! Dir allein gebührt alle Ehre!

So wird man zur Diebin

Es war kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges im Herbst 1945. Die 4 Millionen Berliner hungerten sehr, denn es gab noch keine Rationskarten, wie im Kriege, wo alle noch genug zu essen bekamen. Jeder musste jetzt sehen, wo er etwas her bekam! Viele fuhren mit den wenigen Zügen, gezogen von den rauchenden Dampflokomotiven zu den um Berlin liegenden Bauernhöfen, um von dort wenigstens ein paar Pfund Kartoffeln zu „ergattern“! Auch meine Mutter und mein Bruder (und auch ich einmal) machten sich auf die mühseligen und gefährlichen Kartoffelfahrten, um etwas zum Essen zu bekommen. Mein Bruder, der das Ingenieur-Studium angefangen hatte, fand auf einer dieser Fahrten einen gläubigen Bauern, dessen alte landwirtschaftliche Maschinen er reparieren konnte und empfing als Lohn dafür einen Sack Kartoffeln, den er triumphierend durch die russischen Sperren (wo die Kartoffelsäcke abgenommen wurden!) zu uns brachte! Welch ein Reichtum! Nichts wurde weggeworfen, selbst die Kartoffelschalen wurden zu Klößen verarbeitet und verspeist. Sie lagen allerdings etwas „schwer im Magen“! Auch der Kaffeegrund vom Gerstenkaffee wurde aufgehoben und zu „Kuchen“ verarbeitet mit Süßstoff-Tabletten! Kerzenwachs (Parafin) diente als Fettersatz zum Braten. In den Wäldern um Berlin suchten wir und viele mit uns nach Pilzen, die als „Fleisch des Waldes“ sehr begehrt waren.

Da sagte uns eine freundliche Nachbarin, dass in einem von uns ziemlich weit entfernten Gebiet viele Holunderbüsche seien, deren reife Beeren man zu einer schmackhaften Suppe verarbeiten konnte. Die Entfernung spielte dabei keine Rolle, man musste eben zu Fuß gehen, denn Transportmittel gab es so gut wie gar nicht und das einzige Transportmittel waren unsere beiden Beine, die noch funktionierten, auch um einige Stunden weit zu laufen! So machten wir, meine Mutter und ich, uns früh auf den weiten Weg, um dort die begehrten Holunderbeeren (die sonst keiner außer den Vögeln anrührt) zu „ernten“! Doch weder Holunderbüsche, noch Beeren fanden wir in der ganzen Gegend! War der lange „Marsch“ umsonst?! Da entdeckten wir zu unserem Erstaunen eine große Wiese, auf der viele Apfelbäume standen. Kein Zaun und kein Hinweis auf einen Besitzer war zu sehen, aber eine Frau, die mit ihrer Tochter sich eifrig bückte und die am Boden liegenden Äpfel auffas und die davon schon ein ganz schönes Säckchen voll hatte. Das können wir doch auch machen, dachten meine Mutter und ich und so bückten wir uns eifrig und lasen freudig einige von den am Boden liegenden Äpfeln auf.

„Fallobst“ sagt man dazu, das sowieso am Boden bald verfaulen würde, aber für uns ein kostbares Lebensmittel war, besser noch als Holunderbeeren!

Da tauchte plötzlich, wie aus dem Boden gestampft, ein Mann vor uns mit drohender Gebärde auf: „Halt!“ rief er mit lauter Stimme, „Was macht Ihr da?“ – „Nun, wir lesen nur Fallobst auf!“ „Das ist Diebstahl! Es sind hier die Rieselfelder der Stadt Berlin!“ – Und ohne auf unsere erstaunten Gesichter zu achten, nahm er das Säckchen der anderen Frau und uns unseren kleinen Beutel mit dem kostbaren Fallobst ab! „Kommen Sie mit!“ befahl er uns, „ich bringe Sie zur Polizei! Sie, Frau, können nach Hause gehen!“ sagte er auf meine schon ältere Mutter deutend, „aber Ihre Tochter, die nehme ich mit zur Polizei! Doch machen Sie keinen Versuch zu entkommen!“ sagte er drohend! Wie betäubt gingen wir vor ihm her, - er war der Feldhüter, der die „Diebe“ erwischt hatte, und nach wieder einem recht langen Marsch standen wir vor dem Spandauer Polizei-Gebäude. Dort übergab er uns einem uniformierten grimmig dreinsehenden Polizisten, der uns in einen großen Saal führte. Hier werden „Verbrechen“ im Schnellverfahren verurteilt und Sie kommen dann auch dran, Sie müssen nur warten, bis Sie dran sind! „Unter was für Verbrecher bin ich nur geraten!“ dachte ich! Der große Saal war voll davon, und ich war einer von ihnen! „ER ist den Übertätern gleich gerechnet!“ – JESUS, der Unschuldigste auf Erden“ ging es mir durch den Kopf! – Was macht es, wenn man dich auch unter die Übeltäter und Verbrecher rechnet!



Nach einigen Stunden peinlichsten Wartens war ich „dran“ verurteilt zu werden. Ich saß den Richtern gegenüber und wurde nach Namen, Geburtsdatum und Wohnort gefragt. Auf die Berufsfrage antwortete ich „Religions-Lehrerin!“ „Was, Sie sind Religionslehrerin??!“ „Ja, evangelische Religionslehrerin an einer Charlottenburger Schule!“ Die „Schöffen“ sahen sich und dann mich erstaunt an und nach kurzer Pause, ohne meine „Hunger Erklärung“ abzuwarten, sagten Sie: „Sie sind verurteilt zu drei Tagen Gefängnis oder zu dreißig Mark Strafe!“ „Dreißig Mark will ich gleich bezahlen!“ keuchte ich erregt und zugleich dankbar, auch weil ich die dreißig Mark zur Hand hatte. Ich bekam eine Quittung ausgestellt und konnte gehen! FREI!! – „Doch diese „Straftat“ wird in Ihr polizeiliches Führungszeugnis eingetragen!“ riefen sie mir noch nach!! Wie auf Flügeln getragen machte ich mich auf den langen Fußmarsch nach Hause, ohne den Hunger zu spüren, ich war ja frei, und das mit dem polizeilichen Führungszeugnis kümmerte mich wenig!

Zwei Jahre gingen darüber hin und die Angelegenheit mit der Bestrafung als „Diebin“ war fast vergessen. Ich arbeitete weiter in der Schule als Religionslehrerin. Da erhielt ich ganz plötzlich und unerwartet eine Einladung zu einem Besuch in England. „Wie komme ich nur dazu, nach England zu reisen, wo doch niemand aus der „Insel Berlin“ heraus darf?!“ Die Russische Besatzungszone, die West-Berlin umgab, ließ ja keinen Westberliner heraus und auch mich nicht! Doch Gott fand einen Weg für mich. Aber eine Sache, die mir jetzt viel Not machte, war die damalige Eintragung meines „Verbrechens“ in mein Führungszeugnis, und das wurde verlangt für die Einreise nach England. Sollte es daran scheitern!? Zitternd ging ich zum Polizeirevier und bat um ein polizeiliches Führungszeugnis für die Einreise nach England. Man stellte es mir sofort aus mit der Bemerkung: Keine Straftaten!!! „Wirklich??“ fragte ich den Beamten. Ich hatte doch Falläpfel „gestohlen“ vor zwei Jahren und das war in meine Polizeipapiere eingetragen worden!“ - „Das ist verjährt und gelöscht!“ „Danke, HERR Jesus!“ sagte ich, „Dein Blut löscht auch alle unsere Verfehlungen aus, Lobpreis und Ehre sei Dir!“

Grenzübergänge

„Gott hat aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht gemacht, damit sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, und ER hat festgesetzt, wie lange sie bestehen und in welchen Grenzen sie wohnen sollen.“

Apostelgeschichte 17, 26

Auf den fünf Kontinenten unserer Erde gibt es so viele Grenzen, dass es oft schwer ist, sich zurechtzufinden. Auch wir Menschen sind so be-„grenzt“ in vieler Hinsicht, und immer wieder versuchen wir, unsere Grenzen zu überwinden oder zu überschreiten. Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges, der von Deutschland angefangen worden war, weil der damalige „Führer“ Adolf Hitler die deutschen Grenzen erweitern wollte, was ihm nur für kurze Zeit gelang, wurde das damalige Deutsche Reich geteilt, und es wurden neue „Grenzen“ gezogen. Deutschland

Wurde in Ost und West geteilt, und die deutsche Hauptstadt Berlin in vier „Sektoren“ Der Westteil Deutschlands wurde auch in drei Teile geteilt, die unter die Oberhoheit der drei Westmächte gestellt wurden, der Nordwesten unter Frankreich, der Süden unter die USA und der Westteil unter Großbritannien. Doch der ganze Osten Deutschlands wurde unter die Oberhoheit Sowjetrusslands gestellt und später zu der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) erklärt. Das kommunistische atheistische Russland, hatte die Oberhoheit im Ostteil Deutschlands, was auch die Schulen und die ganze Gesellschaft bestimmte, bis in die kirchlichen Kreise hinein! Christliche Jugendgruppen wurden aufgelöst und dafür mussten sich die Jugendlichen der atheistischen „Freien Deutschen Jugend“ anschließen. Die kirchlichen Gottesdienste wurden überwacht und auch die Pastoren und Jugendleiter hatten ihre „Spitzel“, die regelmäßig der Polizei berichten mussten.

Ich wohnte in dieser Zeit mit meinen Eltern in West-Berlin, in dem Teil, der Großbritannien zugeteilt worden war, wo wir noch völlige Religionsfreiheit genießen durften. Auch war es uns in den ersten Jahren nach dem Kriege noch möglich in dem Ostteil Berlins und der „Ostzone“, - wie wir damals die DDR nannten, - Besuche zu machen. Ich wurde sogar von der evangelischen Kirche zur „Reisesekretärin“ der kirchlichen Jugendkreise in der DDR ernannt, was für mich als „Westberlinerin“ äußerst gefährlich war. Niemals durfte ich erwähnen, dass ich aus „Westberlin“ kam, wenn ich in den vielen kirchlichen Jugendkreisen sprach, die früher zum EC-Jugendbund gehörten, und die mich eingeladen hatten! Gott hielt seine gute Hand über mir in diesen drei Jahren von 1949-1952. Doch dann waren diese Besuche nicht mehr möglich und wir brauchten ein Visum, um in der DDR reisen zu können, was wir aber nicht erhielten. So konnte ich 22 Jahre lang meine lieben Geschwister in der DDR nicht mehr besuchen!

Ich war inzwischen als Missionarin in dem Guaymi Indianerstamm in Panama tätig und konnte alle vier bis fünf Jahre Deutschland für ein Jahr besuchen. In dieser Zeit, wo ich nicht mehr als Westberlinerin registriert war, war es möglich, mit einem Visum für kurze Zeit in die DDR zu reisen und dort Besuche zu machen. Doch mussten wir dann immer wieder bei Grenzübergängen durch die sehr strengen Grenzkontrollen hindurch, wo besonders nach Büchern, und anderer Literatur, die nicht kommunistischen Inhalt hatte,



gefangen wurde. Traktate mitzunehmen war streng verboten. Doch versuchte ich, einige wenige, versteckt mitzunehmen. Einmal hatte ich zehn Johannesevangelien, die in USA gedruckt worden waren mitgenommen. Ich hatte aber die erste Seite ausgerissen, als die russische Polizeikontrolle kam, und die Mitreisenden nach Literatur fragten. Ich sagte dem Polizisten, dass ich Johannesevangelien habe, und gab ihm eins davon als Geschenk!- Wie von einer Tarantel gestochen, gab er es mir zurück und ging weiter, ohne mich nochmals zu fragen. Einem russischen Soldaten, der neben mir im überfüllten Zuge stand, zeigte ich das Johannes Evangelium und fragte ihn leise, ob er es lesen wolle. Er sah sich nach allen Seiten um und steckte es mit schnellem Griff in seine Uniformtasche! Niemand durfte es sehen!

Eine Freundin von uns, eine ältere Diakonisse, die in der DDR wohnte, hatte sich von uns eine ganze Reihe von christlichen Schriften geben lassen und in ihrer großen Reisetasche versteckt. Doch als sie durch die Grenzkontrolle musste, betete sie um Bewahrung ihrer kostbaren Schriften. Doch bevor sie der Grenzpolizist nach Literatur fragen konnte, stolperte sie und fiel dem Polizisten direkt in die Arme, der sie „auffing“ und ohne weitere Kontrolle durch die Sperre führte!! Wie dankte sie Gott für diesen Un-„Fall“!

Einmal fuhr Familie Teubner mit etwa zehn Personen in ihrem VW Bus in die DDR. Jeder von uns hatte für die Geschwister dort ein christliches Buch mitgenommen, Biographien waren erlaubt, und so hatte jeder von uns eine Biographie, die wir triumphierend den Grenzpolizisten zeigten, die erstaunt darin herumbblätterten. Wie gerne hätten sie diese gelesen! So hatten wir auch einige nicht erlaubte christliche Bücher dabei, die notiert wurden und an der Grenze bei der Rückkehr wieder abgeholt werden sollten. So ließen wir einige christliche Bücher für die „Grenzer“ bei ihnen, so dass sie Zeit hätten, diese durchzulesen, denn wir durften sie ja nicht in die DDR „einführen“. Auch eine Trompete hatten wir mitgenommen, die „registriert“ wurde, und auf der mein Neffe den „Grenzern“ einen Choral vorspielte. Doch da in der DDR Trompeten hergestellt werden und billig gekauft werden können, die später von den Guaymi Indianern in Panama geblasen werden sollten, kamen wir mit zwei Trompeten zurück, und mein Neffe spielte den entzückten Grenzpolizisten wieder einen Choral vor, sodass sie uns „ungeschoren“ durchließen!

Einmal musste ich allein zu Fuß die Grenze passieren, und die „Grenzer“, DDR Polizisten und Russen, machten sich einen Spaß daraus, die ghassten „Westler“ zu erschrecken, die meistens große Angst vor den Grenzkontrollen hatten. Ich hatte mich dem Schutze Gottes befohlen und ging ohne Furcht durch die Kontrolle, was die „Grenzer“ erstaunte. Doch sie nahmen mir meine Schultertasche ab, und kramten alles aus, auch die Briefe, die ich darin versteckt hatte, denn ich wollte besonders den einen Brief an einen Jugendleiter mit der DDR Post schicken. Ich hatte ihm darin Anweisung gegeben, wie er aus der DDR nach Westberlin und später in die Schweiz kommen könnte. Ausgerechnet diesen Brief fand der deutsche Grenzpolizist und begann darin zu lesen. Ich fragte ihn furchtlos, ob es ihm denn erlaubt sei, fremde Post zu lesen. „Ja“, sagte er stolz, „das darf ich tun! Doch Sie wollen wohl nicht, dass ich ihre Liebesbriefe lese!“ „Nein!“ sagte ich energisch, und er steckte den Brief wieder in die Tasche zurück, er hatte nur die erste Seite gelesen, doch nicht die zweite Seite, wo ich die Fluchtmöglichkeit dem Jugendleiter beschrieben hatte! Das wäre allerdings Grund zu einer längeren Gefängnisstrafe für mich gewesen! So kam dieser Bruder in die Schweiz, studierte dort Theologie und wurde später in Südafrika zum Probst der deutschen Gemeinden ernannt! Doch waren die Grenzer irgendwie beeindruckt von meiner Furchtlosigkeit und dem Zeugnis von Gott, das ich ihnen sagen konnte, sodass sie ganz freundlich wurden und sie mir als Freunde die Wege zeigten, wo ich in den nächsten Zug einsteigen könnte!

Einmal reiste meine Cousine, die den gleichen Namen hatte wie ich, aber sieben Jahre jünger war, mit einer Jugendgruppe vom Osten in den Westen und an der Grenze wurden alle Pässe kontrolliert und

mit der „Schwarzen Liste“, wo die für die DDR gefährlichen Personen aufgeführt wurden, verglichen. Alle Pässe wurden zurückgegeben, doch der Pass meiner Cousine kam nicht zurück. Ungeduldig warteten die anderen Jugendlichen und sie merkten, dass die Grenzer eifrig diskutierten und meine Cousine hörte, da sie russisch konnte, wie die Russen zueinander sagten, ja, der gleiche Name, doch das Geburtsdatum ist anders!! Und sie gaben ihr den Pass zurück! Ich merkte daraus, dass ich zu den „gefährlichen Personen“ gehörte, die gesucht wurden. Seit dieser Zeit musste ich immer mit dem Flugzeug von Westdeutschland nach Berlin einreisen!

Als ich von einer Reise nach England im August 1948 nach Deutschland zurückkehrte, war inzwischen die „Währungsreform“ eingetreten, und auch die Grenzen von Westdeutschland nach Westberlin geschlossen, sodass keine Autos oder Züge nach Berlin herein konnten, denn die bösen Westberliner sollten „ausgehungert“ werden! So stand ich an der Grenze in Hannover und fragte nach dem nächsten Zug nach Berlin, Es fährt kein Zug mehr nach Berlin, wurde uns gesagt:!!! Was sollen wir nun tun!? Wir wurden an die britische Kommandantur gewiesen, die uns umsonst, wir hatten ja auch kein gültiges Geld mehr Flugscheine ausstellte, und bald saßen wir in der alten Fallschirmspringer Maschine, die uns wackelnd und schaukelnd nach ca. zwei Stunden in unser westliches Berlin einflog. Dies war mein erster Flug, auf den noch viele andere folgten! In Berlin funktionierte doch noch die Stadtbahn, mit der ich nach Charlottenburg, wo meine Mutter wohnte, fahren konnte. Auf dem Platz vor unserem Hause, den die Berliner den „Stutti“ nannten, sah ich viele Leute die sich dort versammelt hatten, und entdeckte auch meine Mutter unter ihnen. Sie sah mich ganz erstaunt an, und fragte: Mädels, wo kommst Du nur her, Du warst doch in England und kein Zug fährt mehr nach Berlin! „Durch die Luft!“ sagte ich wie ganz selbstverständlich! Ja, Gott hat Wege durch das Rote Meer und auch durch die Luft! Ein wunderbarer Gott ist unser Gott! Auch dass ER die Herzen der früheren Feindmächte bewegte, uns nun ein Jahr lang durch die Luft mit Lebensmitteln zu versorgen, nachdem sie noch vor kurzem mit ihren Flugzeugen Bomben auf uns geworfen hatten, jetzt aber Brot f. ca. 2 Millionen Menschen!!! Wir Berliner nannten diese Flugzeuge „Rosinen Bomber“, die alle drei Minuten in Berlin landeten und alle drei Minuten wieder aufstiegen, Tag und Nacht ein Jahr lang!-

Bei der ersten Jugendbund Konferenz im Jahre 1947 in Bad Homburg, an der mein Bruder und ich, nach abenteuerlichem Grenzübergang teilnehmen konnten, war das Thema: „Wir sahen Seine Herrlichkeit“! Ja, wir haben einen wunderbaren Gott, der uns auch heute noch Seine herrliche Macht und Liebe sehen und erleben lässt! IHM sei alle Ehre!

Ich bin LEHRERIN !

Der zweite Weltkrieg war vorüber. Seit dem 2. Mai 1945 hörte das Schiessen und das Zischen der Granaten auf und eine Totenstille lag über der Stadt Berlin. Ist es wahr, dass der grausame sechs Jahre währende Krieg beendet ist!? Wir konnten es kaum glauben! Doch vorsichtig wagte der eine oder andere sich aus dem Luftschuttkeller des großen Hauses, Stuttgarter Platz 16, in dem 60 Familien wohnten, heraus. Wirklich! Totenstille über dem Stadtteil Charlottenburg! Ist das nun zum Freuen oder zum Fürchten?! Was oder wer kommt jetzt?! Die Russen!!! Keiner von den überlebenden Deutschen wollte ihnen begegnen! Und doch, sie sind ja die Sieger und wir die Besiegten, und sie haben alle Rechte mit den besiegten Deutschen zu tun, was sie wollen! Und meistens sind die russischen Soldaten betrunken: WODKA war das erste Wort, was wir von ihnen lernten! Sie drangen auch in unser großes

Haus mit fünf Stockwerken ein, vorsichtig sich umschaugend, ob nicht jemand aus dem Hinterhalt auf sie schießen würde. Doch keiner tat ihnen etwas.

Wir merkten bald, dass die Russen nur in die unteren Stockwerke gingen, und die oberen Stockwerke ängstlich mieden. Die Wohnung meiner Eltern war jedoch im ersten Stock. Auch dass die Haustüren nicht verschlossen werden durften, lernten meine Eltern, weil die Russen sonst die Türen mit ihren Gewehrkolben einschlugen. So saßen meine Eltern still betend in ihrer Küche, als zwei russische Soldaten durch die offene Tür hereinkamen. Sie wurden freundlich von ihnen begrüßt, wenngleich mit ziemlichem Herzklopfen. „WODKA“! war das einzige Wort, was die beiden hervorbrachten! In unserem Haushalt waren nie alkoholische Getränke zu finden gewesen, weil mein Vater Anti-Alkoholiker war, doch hatten die umliegenden Läden kurz vor dem Einmarsch der Russen allen Haushalten die restlichen Alkoholflaschen verschenkt. Auch wir wurden mit zwei Flaschen „beglückt“. In weiser Voraussicht hatte meine Mutter die eine Flasche ganz und die andere halb in den Ausguss geschüttet. So konnte sie dem Russen die halbe Flasche geben, die er mit einem Schluck austrank. Danach schauten sie sich genauestens um, ob sie nicht etwas Begehrliches finden konnten, denn sie durften ja als Sieger mitnehmen, was ihnen gefiel. Einer ging in das Schlaf- und Wohnzimmer und sah sich dort um, und das einzige, woran er sich erinnerte, was die Deutschen meist besitzen, sind Armbanduhren. So winkte er meinem Vater und sagte zu ihm: „Uhri, Uhri!“ Mein Vater hatte eine alte Armbanduhr am Arm, die er dem Russen gab. Dieser kannte sich in Uhren schon etwas aus und sah, dass dieses alte Ding nicht viel taugte, und warf sie weg. „Uhri, Uhri!“ sagte er mehrmals und hob sein Gewehr, und tat, als ob er meinen Vater erschießen wollte. Vater hatte nämlich noch eine goldene Taschenuhr, die meine Mutter versteckt hatte. „Gib sie doch heraus, bat mein Vater, er will mich sonst erschießen!“ und flugs holte meine Mutter diese aus dem Versteck und gab sie dem Russen. Doch da die beiden Russen keine weitere „Beute“ auch nicht junge Frauen oder Mädchen fanden, denn meine Mutter hatte mich im Kohlenkeller versteckt, verließen die beiden „Besucher“ unsere Wohnung und sahen sich nach „besserer Beute“ in anderen Wohnungen um.

Wir fanden bald heraus, dass die Russen nie in die oberen Stockwerke gingen, und dass man dort vor ihnen ziemlich sicher war. Und so zogen wir mit unserem Bettzeug in den fünften Stock, wo durch eine Brandbombe die Dachbalken verkohlt waren, und schliefen dort süß und selig unter dem Schirm des Höchsten, der auch in solchen Zeiten Zuflucht und Sicherheit ist!

Am nächsten Morgen zogen meine jüngere Schwester und ich zu einer gläubigen Freundin, die im vierten Stock eines vornehmen Hauses wohnte, wo sie Dienstmädchen bei einer hoch herrschaftlichen Familie war. Dorthin hatte sich noch kein Russe gewagt und hier waren wir sicher.

Unsere Eltern blieben in ihrer Wohnung im ersten Stock, wo sie an jedem Morgen mit Gewehrkolben-Schlägen an der Tür zu Aufräumarbeiten der vielen Schutt- und Trümmer-Massen herausgeholt wurden. Ob alt oder jung, krank oder gesund, spielte bei den Russen keine Rolle, alle mussten mit auf die Lastwagen zu den Aufräumungsaktionen! Nur zu unserem „Unterschlupf“ im vierten Stock des vornehmen Hauses kam kein Russe und wir konnten die Gemeinschaft mit der gläubigen Freundin in ihrem Hause genießen mitten in Not und Elend um uns her, und doch geborgen unter dem „Schatten des Allmächtigen“!

Als sich die Verhältnisse etwas „normalisierten“, und nach zweimonatiger Besetzung die Russen abzogen von den drei Westsektoren Berlins, wozu auch Charlottenburg im „britischen Sektor“ gehörte, sah ich an einem Wandanschlag, dass die Evangelische und die Katholische Kirche in den Schulen wieder Religionsunterricht erteilen sollten, was ja unter Hitler verboten war. Und nun gaben

ausgerechnet die atheistisch- kommunistischen „Feinde“ diesen „Befehl“! Ja, Gott gebraucht auch die Gott-losen, um Seine Pläne auszuführen!

Ich selbst war ja arbeitslos, da die beiden Apotheken, in denen ich bis Kriegsende gearbeitet hatte, niedergebrannt waren und erst wieder aufgebaut werden mussten. So erschien mir der Dienst einer Religionslehrerin das Nächstliegende zu sein und ich meldete mich für den dreimonatigen Kursus im Johannesstift an. Man nahm mich gleich an, weil so viele Religionslehrer gebraucht wurden, und ich nahm mit Freuden daran teil. Wir wurden auch gleich in die nächst liegende Schule eingesetzt, wo ich in vielen Klassen Religionsunterricht gab. Oft waren es auch Klassen, deren Schüler schon „Soldaten“ gewesen waren in den letzten Kriegsmonaten, und die nicht viel Ahnung von Disziplin hatten!!

Während dieser drei Jahre, die ich Religionsunterricht erteilen durfte, konnte ich auch einige oft recht abenteuerliche Besuchsreisen machen, wobei wir überall russischen Soldaten begegneten. Ich hatte inzwischen gelernt, dass in Russland die Lehrer die höchste Autorität besitzen, mehr als Ärzte, oder Richter und andere Akademiker. So lernte ich den kleinen russischen Satz auswendig „Ya Utschitjelniza!“ = Ich bin Lehrerin!

Bei einer Fahrt in einem offenen Abteil der Eisenbahn merkte ich, wie die im Zuginneren sich befindenden Russen sehr erregt waren, dass wir da draußen im offenen Wagen, wo wir mit unseren Kartoffelsäcken eng zusammengequetscht standen, uns laut unterhielten. Ein Offizier kam heraus aus seinem Abteil und fing an, die Leute mit ihren Kartoffelsäcken aus dem fahrenden Zug zu werfen. Auch ich war ja unter ihnen! Da erinnerte ich mich an den russischen Satz „Ich bin Lehrerin!“ und stellte mich vor die anderen angsterfüllten Leute und sagte dem Offizier nur hoheitsvoll den Satz in seiner Sprache: „ICH BIN LEHRERIN!“ Er sah mich erstaunt an, verbeugte sich vor mir und verschwand still in seinem Abteil !! Welch eine Macht ist doch das Wort zur rechten Zeit! Doch wieviel machtvoller ist das Wort, das wir als Kinder Gottes auch dem Teufel gegenüber sagen können: „Ich gehöre zu Jesus, dem Sieger von Golgatha!“ Ich gehöre zu IHM, der mich mit Seinem teuren Blut erkaufte für die ganze Ewigkeit! Und nichts kann mich Seiner Hand entreißen!

Welch eine hohe Stellung haben wir doch in Jesus, und einen Reichtum, der mit allen Schätzen der Welt nicht zu vergleichen ist! Danke, HERR JESUS!

Radfahren für JESUS !

Sommer 1950 in der DDR!

Auf der Landstrasse, nahe der polnischen Grenze bewegt sich eine Gruppe von etwa sieben jugendlichen Radfahrern einem der kleinen Dörfer des Oderbruches zu. Zwei oder drei von ihnen haben ihre Gitarren an der Lenkstange festgemacht und nach fast einer Stunde des unentwegten Trampelns auf ihren zusammengeflackten Fahrrädern machen sie Halt zu einer Gebetsgemeinschaft am Wegesrande. Einer von ihnen betet : „Danke, HERR JESUS, dass wir auch für Dich radfahren dürfen!“ Was für ein merkwürdiges Gebet! denke ich, doch ich sehe in den Gesichtern dieser Jugendlichen eine große Freude, auch Radfahren als Dienst für Jesus tun zu dürfen! Der Junge, der so betete, hatte eine Zeit schweren Kampfes hinter sich. Er hatte in der Bibelstunde gehört, dass man Jesus sein Leben anvertrauen soll, wenn man nicht verlorengelien und in die Hölle kommen will. Und das wollte er doch nicht, aber mit Jesus, dann darf man dies und das nicht mehr und das würde ein trauriges Leben sein, dachte er. Doch ohne Jesus in der Hölle?! Nein, das wollte er auch nicht. So übergab er Jesus sein Leben, und erwartete nun, dass ein ganz schweres freudenloses Leben beginnen würde! Doch wie erstaunt war

er, dass Jesus ihm nun eine ganz große Freude schenkte, sodass sogar das Radfahren eine Freude bedeutete, die sich im Alltag fortsetzte. „Nahe bei Jesus, o Leben so schön, seliges Wandeln auf sonnigen Höhen!“ Wie gern und begeistert sang er es nun mit den anderen Jugendlichen, die den gleichen Schritt hin zu Jesus gewagt hatten! Erweckung im Oderbruch, eine moorige Gegend, doch wie kam es dazu? Als der Ostteil Deutschlands nach Beendigung des zweiten Weltkrieges unter die Oberhoheit der russischen Sowjetunion kam, mussten alle dortigen Bewohner sich auch der atheistischen Ideologie „Es gibt keinen GOTT!“ anpassen, und auch in den Schulen und Betrieben wurde das eindrücklich eingehämmert! Doch der gläubige Lehrer Sz. und seine Frau Hanna konnten da nicht mitmachen, und waren damit arbeitslos! Im Krieg hatten sie von ihren vier Söhnen drei verloren und der vierte war im Westen geblieben, wo er sich als Missionar ausbilden ließ. Und so wussten die beiden, im Reiche Gottes gibt es keine Arbeitslosen: wir wollen das Wort Gottes verkündigen! Und als Prediger von einer ganz kleinen Gruppe von Gläubigen fingen sie in dem Moorbad Freienwalde eine landeskirchliche Gemeinschaftsarbeit an. Der HERR versorgte sie mit allem Nötigen in ihrer großen Armut, und Gott wirkte neues geistliches Leben in dieser bisher geistlich so toten Gegend! Jugendliche kamen zum lebendigen Glauben, sogar aus kommunistisch gottlos eingestellten Familien! Martin und Johannes, zwei quicklebendige Brüder fürchteten nicht den Spott der Arbeitskollegen, die alle dem kommunistischen Gedankengut huldigten. Wenn sie in ihrem Betrieb an der kommunistischen Schulung nach der Arbeitszeit teilnehmen mussten und „Resolutionen“ gefasst wurden und der Schulungsleiter fragte: wer ist dafür? Erhoben sich alle Hände, und er fragte dann: Und wer ist dagegen? Da sah man eine einsame Hand sich erheben: Johannes ist dagegen! Der Schulungsleiter sagte dem Betriebschef: Du musst den Mann rauswerfen und ein „Spitzel“ (Spion) muss ihn beobachten, um einen Grund fürs Gefängnis zu finden, denn er ist Leiter einer kirchlichen Jugendgruppe. Doch der Betriebschef sagte: „Nein, den kann ich nicht rauswerfen, er ist mein bester Arbeiter hier auf der MAS (Maschinen Ausleih Station!) Ohne ihn läuft der Betrieb nicht!“ Und so blieb Johannes!! Und sein Spitzel, der jede Woche bei der Polizei berichten musste, blieb auch! Als ich mit ihm einmal über die Strasse ging, winkte er einem Manne freundlich zu: „Das ist mein Spitzel“, sagte er mir. „Doch neulich rief mich die Polizei auf die Polizeistation und sagte „Wir wissen nicht, ob Ihr Spitzel die Wahrheit sagt, doch von Ihnen wissen wir, dass Sie immer die Wahrheit sagen“!! Welch ein Zeugnis! Johannes und sein älterer Bruder Martin waren so voll Freude und Leben, dass sie auch andere Jugendliche anzogen. Natürlich wurden alle Jugendlichen, die sie trafen zur Jugendstunde eingeladen, und viele hörten die Frohe Botschaft von Jesus und nahmen IHN in ihr Leben auf. Doch Jugend- und Bibelstunden in Wohnungen und nicht kirchlichen Gebäuden waren verboten, doch wurde dennoch an allen Orten immer das lebendige Wort weitergegeben. Ich wurde damals öfter von Westberlin aus eingeladen, und einmal war das kleine Zimmer so voll, dass ich auf einem Bein stehen musste, weil für das andere kein Platz auf dem Fußboden war! Einer aus dieser Gruppe fuhr mit seinem Fahrrad nach Berlin, etwa drei Stunden, um eine Bibel zu kaufen. Auf dem Rückweg spät nachts, geriet er in ein Manöver von russischen Soldaten und wurde von ihnen erschossen! Man fand später sein durchlöchertertes Fahrrad und seinen toten Körper! Für die Jugendlichen war das ein Schock, und ich war gerade dort bei einer Stubenversammlung, wo der Jugendleiter den anwesenden Jugendlichen sagte: Wer von Euch Angst hat, der bleibe zu Hause, doch wir wollen weiter zusammenkommen, um das Leben bringende Wort Gottes zu hören und zu verkünden! Und alle kamen wieder!!

Nach dem Kriege fehlten die Männer, besonders die Prediger und ich wurde als einzige Frau zu einer Prediger-Umschulung (aus anderen Berufen) zugelassen. Man nannte mich damals als einzige Frau unter ca. 30 Brüdern die „Brüderin“! Ein einfacher demütiger und vom HERRN mit besonderer Weisheit ausgerüsteter Bruder, Arthur Mütze, ließ nun diese Brüder zu Predigern in Kursen ausbilden. Da von der gottlosen kommunistischen Regierung alle christlichen Jugendverbände

aufgelöst wurden, war es nur erlaubt in Kirchgebäuden Gottesdienste abzuhalten, auch die Jugendstunden. Ich wurde damals abgeordnet von der offiziellen Landeskirche, die Jugendkreise in der DDR zu besuchen. Dass ich aus dem bösen Westberlin kam, durfte niemand wissen!! Es war für mich oft wie ein Sprung ins Ungewisse, wenn ich mich in die „Ostzone“ mit der sehr langsamen Eisenbahn aufmachte. Doch sobald ich unterwegs war, war ich wie von einer feurigen Mauer umgeben und alle Furcht wich von mir! Wunderbar! Ich fühlte mich unter den Geschwistern des Glaubens zu Hause, die arm an irdischen Gütern aber reich in Gott waren, und trotz mancher gefährlichen Lage spürte ich Gottes beschützende Hand über mir! Einmal hatte ich eine dreitägige Jugendevangelisation in Jüterborg zu halten, wo ich gegen elf Uhr nachts immer die Marschlieder der russischen Soldaten hörte. Doch ich schlief wunderbar, von Engeln bewacht!

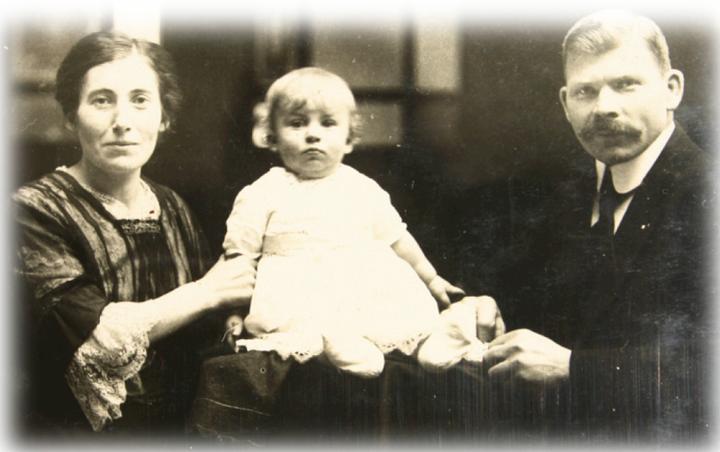
Als an dem letzten Abend der Evangelisation sich sechs Mädchen für Jesus entschieden, war es spät geworden und sie hatten Angst, um diese Zeit allein auf die Strasse zu gehen. Ich sagte: Ich gehe mit Euch! Und wir machten uns eilig auf den Weg. Da fuhr ein Lastwagen voller russischer Soldaten an uns vorbei, und der Fahrer stoppte und die Soldaten sahen uns vier Mädchen, stießen ein Siegesgeheul aus und wollten sich auf uns stürzen. Wir beteten, und der Wagen fuhr weiter! Doch noch einmal wiederholte der Fahrer sein Manöver, und wir beteten : HERR hilf uns! Und der Wagen fuhr weiter!!

Der Ort Falkenberg war mir wohlbekannt von der Hitlerzeit her, wo ich während des Krieges ein Jahr lang als „Arbeitsmaid“ den Bauersfrauen auf ihren, von Männern verlassenen Höfen, helfen konnte. Später wurde das frühere Arbeitsdienstlager in eine Bibelschule umgewandelt! Der dortige Bibelschulleiter, Pastor Uwe Holmer, lud mich während meines Heimaturlaubs ein, ihn und seine Familie dort zu besuchen. Er hatte zwölf begabte Kinder, die aber nicht das Abitur machen durften, weil ihr Vater Pfarrer war, doch als ein unerschrockener Mann, sagte er zu mir: „Als Missionarin im Heimaturlaub müssen Sie ja ruhen und sich erholen, aber Sie sollten morgen vormittag zwei Stunden zu unseren Bibelschülern sprechen, und am Nachmittag in einer anderen Frauenbibelschule sprechen, und abends in einer anderen Kirchgemeinde! Am nächsten Tag dann wieder zwei Stunden zu den Bibelschülern und in zwei weiteren Gemeinden“! Ich schaute ihn ungläubig an und fragte mich :Ist das wohl Ausruhen im Heimaturlaub?!! Aber das war die Art für ihn und für mich zum „Ausruhen“! Und es waren wohl die schönsten Versammlungen, wo es leicht war zu den hungrigen Leuten zu sprechen! Später, als die Mauer von Berlin fiel, nahm Pastor Holmer den abgesetzten und auf die Strasse geworfenen Erich Honnecker und seine Frau, die Erziehungsministerin, die seinen Kindern nicht erlaubt hatte, das Abitur zu machen, in Sein Haus auf!

Ja, Gott ist größer all alle Herren dieser Welt und wir dürfen IHM, mit Freuden dienen!

3 PERSÖNLICHE ERLEBNISSE UND FÜHRUNGEN

Anderen Helfen



„Lottchen, was willst Du denn mal werden, wenn Du groß bist?“ fragte die Tante, die gerade bei ihrer jüngeren Schwester in der kleinen Hinterhof-Wohnung in Berlin Charlottenburg zu Besuch war. Das kleine blondlockige etwa dreijährige Mädchen war gerade beschäftigt, der Mutter beim Ausfegen der kleinen Küche zu helfen. „Ich will etwas werden, wo ich anderen helfen kann!“ war ihre bestimmte Antwort. Jemand helfen, ist das denn ein Beruf!? Die Tante schien mit der Antwort nicht ganz befriedigt zu sein, doch bei dem kleinen

Mädchen ergab sich immer wieder eine Gelegenheit, diesen „Beruf“ zu praktizieren, wenn sie der Mutter bei der Betreuung der drei anderen Geschwister half, oder beim Saubermachen der kleinen Wohnung.

Bei den Spaziergängen mit den Erwachsenen lief Lottchen immer diesen hinterher, was die Verwandten veranlasste, sie zu fragen: Warum läufst Du denn immer hinter uns statt uns voraus zu laufen? Wir können doch dann nicht sehen, wo Du bist. Aber ich muss doch sehen, wo Ihr hingehet, dass ich Euch folgen kann! war ihre Antwort. Sie war eine typische „Nachfolgerin“, die auch später immer jemand brauchte, der sie anführte, dem sie nachfolgen konnte. Sie war keine „Führernatur“, sondern wollte geführt werden.

Bücher, gute Bücher, die von gläubigen Christen geschrieben waren, von denen die Eltern eine gute Auswahl besaßen, spielten eine große Rolle in ihrem jungen Leben, und es begeisterte sie, wenn sie die Geschichten von Missionaren las, die im fernen Heidenland die frohe Botschaft von Jesus, dem Retter der Welt weitersagten. Ja, da würde sie auch gern mithelfen, Menschen zu Jesus zu führen. Doch vorher galt es noch viele Hürden zu überwinden, zunächst die Schule, die von ihrem elterlichen Haus, sie hatten die Wohnung inzwischen gewechselt, so weit entfernt war. Ja sie wollte viel lernen, und besonders fremde Sprachen interessierten sie. Bei dem kleinen schmalen Geldbeutel der Eltern langte es nur bis zur Mittleren Reife, dann hieß es nach 9 Schuljahren Geld zu verdienen. Aber wo? Lehrstellen waren damals sehr knapp, doch auf eine Annonce hin bewarb sie sich bei einer Apotheke und von den 150 Bewerberinnen wurde gerade sie von dem sehr strengen Chef, einem früheren Hauptmann, angenommen. Ihr Beruf war nun nach drei Lehrjahren mit einem lächerlich kleinen „Gehalt“: Apotheken - Helferin! So war auch nun hier ihr „Beruf“, jemand zu helfen! Und sie tat es gern, obgleich sie darin auch noch nicht die eigentliche Berufsbefriedigung fand. - Der Krieg 1939-1945 verschlug sie zum Reichsarbeitsdienst und Kriegs- Hilfs - Dienst, und die letzten eineinhalb Jahre vor Schluss des Krieges

noch in eine Berliner Apotheke als Apotheker-Assistentin, was nun eine mehr wissenschaftliche Bezeichnung für eine Helferin der approbierten Apotheker war.

Nach der Beendigung des furchtbaren Zweiten Weltkrieges, den sie mit den Eltern und der jüngeren Schwester in der mit Bomben übersäten großen Stadt Berlin verbrachte, aber unter der wunderbaren Bewahrung Gottes, begann auch für sie ein neuer Lebensabschnitt. Die beiden Apotheken, in denen sie sieben Jahre Helferin war, waren ausgebrannt und völlig zerstört. Da las sie einen kleinen Anschlag von der russischen Kommandantur in Berlin: Die Kirche soll den Religionsunterricht, der unter Hitler nicht mehr erlaubt war, wieder in die Schulen einführen, Und so wurden Religionslehrer gesucht, die aber um diese Zeit sehr rar waren. Im Berliner Johannesstift wurden nun in dreimonatigen Kursen diese ausgebildet "Das könnte ich sicher auch tun vorläufig, bis sich eine andere Arbeit findet, denn ich war ja lange Jahre Sonntagsschulhelferin gewesen, und da sollte es nicht so schwierig sein, auch in der Schule Kinder, die wenig von Jesus und der Bibel wussten, zu unterrichten. Doch fiel ihr dieser Dienst an der oft verrohten und verwaahlosten Jugend nicht leicht, den sie aber doch drei Jahre durchführen konnte. Doch 1948 wurde sie von der EC Leitung gerufen, den oft am Boden liegenden Jugendkreisen in der damaligen Ostzone, später DDR genannt, Helferin beim Wiederaufbau zu sein! drei Jahre Reisedienst fast in der ganzen DDR waren eine Zeit wunderbaren Erlebens der Treue und Bewahrung und Hilfe Gottes. Dann schloss sich die Tür 1952 für die bösen „Westberliner“, und sie fragte: HERR, was willst Du, daß ich tun soll? Inzwischen waren Tausende von den DDR Bewohnern, die großenteils enteignet worden waren und in Gefahr standen, in den DDR Gefängnissen zu landen, nach Westberlin geströmt, wo für sie viele Flüchtlingslager eröffnet worden waren, die nun auch Helfer brauchten, die die dort untergebrachten Kinder und Jugendlichen, die nur den Kommunismus kannten, im Wort Gottes unterweisen sollten. Flüchtlingsmission hieß nun ihr Auftrag, wo sie fast fünf Jahre Helferin war. Doch war der Wunsch nach der Äußeren Mission lebendig geblieben, bis sie sich eines Tages, als sie schon 37 Jahre alt war, sich sagen musste, jetzt ist es für dich zu spät für einen Dienst in der Äußeren Mission! Und damit hatte sie diesen Kindheitswunsch „begraben“. Doch Gott ist immer größer, und am letzten Tage des Jahres 1958 kam ein Brief aus Marokko mit folgendem Inhalt: "Wir brauchen hier eine Hausmutter für unsere kleine spanische Bibelschule in Tanger, und wir glauben, dass Sie dafür die geeignete Person seien!" Triumphierend schwenkte sie den Brief der Mutter entgegen: „Äußere Mission! Der HERR hat die Tür für die Äußere Mission aufgetan!" Alle drei Bedingungen, die sie dem HERRN stellte, erfüllte ER in kurzer Zeit, sodass sie bald auf dem Wege nach Marokko war. Wie liebte sie die etwa acht bis zwölf spanischen Bibelschüler und die dort wohnenden Araber. Das Erlernen der spanischen Sprache war keine große Schwierigkeit, es war ja eine leichte Sprache, und nun sollte Arabisch gelernt werden! Doch da schloss sich nach knapp einem Jahr die Tür für alle Missionsarbeit in dem islamischen Königreich Marokko, und mit allen Missionaren musste auch sie ihr Missionsfeld verlassen. Was nun?! "HERR, was willst DU?" Ganz unerwartet wurde sie mit der Arbeit der Wycliff Bibelübersetzer konfrontiert, die in England eine dreimonatige linguistische Kurzausbildung für Bibelübersetzer hatten. Es war wieder ein Wunder, dass sie, trotz dem der Kursus schon überfüllt war, doch noch angenommen wurde und dass sie mit großer Freude daran teilnehmen konnte. Und danach noch an einem medizinischen Jahreskursus in London, der Missionary School of Medicine, wo für Missionare in schwer erreichbaren Stammesgebieten die nötigen medizinischen Grundkenntnisse vermittelt wurden. Im Oktober 1962 konnte sie dann auf einem Bananenfrachter die Fahrt nach ihrem Missionsfeld Panama antreten, und dem jetzt ca 100 000 Menschen zählenden Guaymi - Indianerstamm in den Bergen als Helferin zum ewigen Leben dienen. Jesus ist der HERR auch der Guaymi - Indianer, die eine weit offene Tür für Gottes Wort haben, und von denen viele, wahrscheinlich einige Tausende, wiedergeborene Gotteskinder geworden sind. Unserem Gott gebührt alle Ehre!

Er muss wachsen

ER MUSS WACHSEN, ICH ABER MUSS ABNEHMEN

Johannes 3, 30

Im Jahre 1989, als in Berlin die berühmte Mauer fiel, wurde ich von unserer Missionsleitung nach dem schönen Bergort Boquete geschickt, um hier, die auf den vielen Kaffeefarmen arbeitenden Indianer zu betreuen. Ein anderes Missionars-Ehepaar hatte für mich ein ziemlich grosses Haus gemietet, in dem zunächst allein wohnte. Doch bald schickte mir Gott 2 junge Indianerinnen, die mir bei den hiesigen Missionsarbeiten helfen sollten. Abelina war ja schon in der Latinostadt Tole einige Jahre Helferin gewesen und kam nun wieder zu mir. Einige Zeit später kam ihre Schwester Sara hinzu, die sich bald mit einem jungen Mann aus unserer Kirche verheiratete. Alle 3 wohnten mit mir in meinem ziemlich grossen Hause. Ihnen wurde ein kleiner Junge Julian, geschenkt, der heute, im Jahre 2010, zwölf Jahre alt ist und dem Heiland sein Herz geschenkt hat, während sein Vater Miguel sich fern vom Evangelium hält! - Da Boquete ein besonders schöner Bergort ist in 1200 m Höhe und einem gleich bleibenden kühlen Klima, so kommen zu uns immer wieder Gäste, die der grossen Hitze in den Städten für einige Zeit entfliehen wollen, und die unsere 2, z.T. gemieteten Gästewohnungen oft bevölkern. Ausserdem haben wir meistens 3 Oberschulstudenten, die die hiesige Oberschule bis zum Abitur besuchen. Doch bei allem wird mir und uns der Gebetsdienst für Menschen in einer dunklen Welt immer wichtiger, was wir einsam und gemeinsam ausüben dürfen.

Das Abnehmen meines dicken „ICH“. damit ER, JESUS wachsen kann, ist ein täglicher Kampf, denn ER soll durch uns gesehen werden, dass andere Hunger bekommen, auch den Weg mit Jesus zum ewigen Leben zu gehen.

Die Guaymi - Kirchen in den Bergen wachsen bei aller äusseren Armut und sind Lichter an einem dunklen Ort. Danke für alle Fürbitte auch für uns und für diesen jetzt 140 000 Menschen zählenden Guaymi - Indianerstamm. Gott segne Sie alle!

Charlotte, du bist zu alt!

UND WENN SIE AUCH ALT WERDEN, WERDEN SIE DENNOCH BLÜHEN, FRUCHTBAR UND FRISCH SEIN, DASS SIE VERKÜNDIGEN, WIE DER HERR ES RECHT MACHT; ER IST MEIN FELS, UND KEIN UNRECHT IST AN IHM.

PSALM 92, 15 -16

Es war drei Jahre nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges, den ich mit meinen Eltern in Berlin erlebte. Keiner von uns konnte die Insel Westberlin verlassen, um nach Westdeutschland zu kommen. Da erhielt ich eine Vorladung zur englischen Erziehungskammer. - Wir haben hier eine Einladung für Sie nach England! „Aber ich kenne doch niemand in England,“ sagte ich. „Das macht nichts, doch ist da eine Altersbegrenzung: nur für Jugendliche bis zu 25 Jahren, und Sie sind bereits fast 27 Jahre, zwei Jahre zu alt! Und Ihr Englisch ist auch nicht zu gut, doch das wird in England dann sicher besser werden! Nun, sicherlich wird man Sie nicht nach Hause schicken, denke ich!“ So meinte es die freundliche Miss Bailey. Und ich durfte trotz meines „hohen Alters“ nach England fahren und erlebte dort in Capernwray Hall eine der für mich entscheidendsten Zeiten meines Lebens. Hier sah ich die Weite des Missionsauftrages, den Jesus auch uns für heute gegeben hatte. Auf eine Anfrage an eine schottische Bibelschule bekam ich keine Antwort. So ging ich zu einer mir bekannten Missionsgesellschaft in Berlin und fragte dort nach Möglichkeiten für den Missionsdienst. „Ja, Pharmazie kann man gut auf dem

Missionsfeld gebrauchen, doch müssen Sie noch sieben Jahre Theologie und anderes studieren, und dann sind Sie schon 34 Jahre alt. Und wir nehmen nur Missionskandidaten bis 35 Jahre an. Sie sind zu alt für den Missionsdienst!"

So musste ich mich zufrieden geben mit einem Missionsdienst im Inland, in Deutschland: Reisedienst in kirchlichen Jugendkreisen, in der damaligen Ostzone, Missionsdienste in Westberliner Flüchtlingslagern und einiges andere im Inland. Für alles andere war ich ja zu alt!

Inzwischen war ich 37 Jahre alt geworden, als ein Hilferuf aus Marokko von einer kleinen spanischen Bibelschule mich erreichte: „Komm herüber und hilf uns als Hausmutter für unsere spanischen Bibelschüler!“ – „Nun, dafür werde ich sicher nicht zu alt sein!“ dachte ich. Und Gott ebnete die Wege, dass ich dort sein durfte und IHM auf einem Missionsfeld etwas anders als ich es mir vorgestellt hatte, dienen durfte. Doch nur ein Jahr und drei Monate war ich dort, als sich die Türen für die Missionsarbeit in dem moslemischen Königreich Marokko schlossen. Doch ganz wunderbar öffnete mir Gott die Tür nach England zu einer kurzen linguistischen Ausbildung für Bibelübersetzer. Da mit solcher Arbeit in bisher unerreichten Stämmen auch medizinische Kenntnisse nötig sind, meldete ich mich in London zu einem einjährigen medizinischen Kursus für Stammesmissionare an. Doch der damalige leitende Bruder der kleinen Missionsgesellschaft, die mich nach England geschickt hatte, schrieb mir zurück: "Charlotte, Du bist zu alt! Solch einen Kursus kannst Du nicht mehr machen. Komm nach Deutschland zurück, und wir werden Dir hier eine Arbeit in einem Missionswerk verschaffen!"



War dies nun wirklich Gottes Weg und Auftrag für mich, so fragte ich mich. Ich betete sehr darüber, bis mir klar wurde, dass ich auch diese medizinische Ausbildung machen und dann aufs Missionsfeld gehen sollte, selbst wenn andere meinten, ich sei zu alt dafür.

Ich war inzwischen 41 Jahre alt geworden, als mich eine kleine Missionsgesellschaft nach Panama aussandte. Dort meinte man nicht, ich sei zu alt, um auf gefährlichen Bergpfaden und abenteuerlichen Wegen in einem Stamm in Panama die dortige Sprache fertig zu analysieren und die Bibelübersetzung für diesen Stamm der Guaymi zu übernehmen. Nicht nur Sprachanalyse und Bibelübersetzung waren meine Aufgaben dort, sondern auch für einige Jahre die medizinische Hilfe unter diesen armen verlassen Menschen, die ihre einzige Hilfe bei ihren Zauberern sahen, die sie jedoch immer tiefer in die Abhängigkeit von Satan und seinen bösen Geistern brachten.

Nach acht Jahren in unserer Bergstation Chichica wurden meine amerikanische Kollegin und ich in das Latinostädtchen Tole´ in der Ebene versetzt, wo später die Bibelübersetzungsarbeit von einem Wycliff Missionar weitergeführt wurde. Man sagte mir, ich müsse die Sprache besser beherrschen, um eine gute Bibelübersetzung machen zu können. Doch meinte man nicht, ich sei zu alt, um mit etwa 60 Jahren noch mit einem Sprachstudium zu beginnen, um die Guaymi-Sprache vollkommener beherrschen zu können.

Ich war inzwischen 68 Jahre alt geworden, als ich in das Bergstädtchen Boquete versetzt wurde, wo ich nun ganz allein eine neue Arbeit unter den dortigen Guaymi Farmarbeitern anfangen sollte. Wie sehr spürte ich da meine Abhängigkeit von der Führung und Hilfe des HERRN! Doch ER öffnete mir immer neue Missionsmöglichkeiten auf den Farmen, und in der Ausbildung meiner drei Guaymi-Mädchen, die Gott mir nach und nach ins Haus geschickt hatte. Kinder- und Erwachsenen-Bibelstunden, Jüngerschaftsschulung, Seelsorge, ein kleines Gästehaus und eine Gästewohnung hielten uns jung und „auf Trab“. Dazu kamen Radiosendungen, die wir fünf mal in der Woche über zwei

panamenische Sender ausstrahlen konnten, und die in meinem „Schlafzimmer Studio“ aufgenommen werden konnten.

Nach einem neunmonatigen Heimaturlaub 1994/95 mit mancherlei Reisediensten war ich inzwischen 74 Jahre alt geworden, und alle meine Freunde meinten: „Nun solltest Du aber Deinen wohlverdienten Ruhestand haben, denn für das Missionsfeld bist du nun doch zu alt!“ Doch ich sagte ihnen immer wieder: „Meinen Ruhestand will ich im Himmel haben, hier auf Erden will und muss ich dem HERRN dienen, solange es noch Tag ist!“ Und ich durfte wieder nach Panama ausreisen.



Als ich vor meiner Wiederausreise einige Projekte vor dem Missionskomitee erwähnte, wurde mir gesagt: „Für den Bau eines Schülerinternats für Guaymi Oberschüler bist Du nun wirklich schon zu alt!“ Trotzdem wurde nach viel Gebet dieses Projekt genehmigt, begonnen, und in kurzer Zeit fertig gestellt, in dem nun 18 Schüler während ihrer Schulzeit in Tole eine Heimat gefunden haben.

Um mich noch mit der so modern gewordenen Computer-Wissenschaft zu befassen, meinte ich selbst, dass ich doch schon zu alt sei. Doch als ich das Missionskomitee danach fragte, waren diese der gegenteiligen Meinung und gewährten mir den Kauf eines Computers. Gott fügte es so, dass die New Tribes Mission einen Computer-Experten nach Panama schickte, der mit seiner Frau einen zweiwöchigen Kursus hielt, an dem ich auch teilnehmen durfte. Da saß ich nun mit fast 75 Jahren wieder auf der Schulbank, was mir gar nicht schwer fiel, und sogar Freude machte, und ich konnte dem Unterricht folgen und auch die Hausaufgaben machen. Zu alt oder nicht! Wenn der HERR meines Lebens Kraft ist, so gilt

auch für mich, dass meine Kraft ausreicht für alle Aufgaben, die ER für mich hat, selbst wenn es gilt, Neues zu lernen.

Ich freue mich, dass es in Psalm 92 heißt: „Und wenn sie auch alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein, dass sie verkündigen, wie der HERR es recht macht, ER ist mein Fels und kein Unrecht ist an IHM!“ Und wie es auch im 103. Psalm heißt, dass Gott unseren Mund fröhlich machen will und wir wieder jung werden sollen wie ein Adler! Ja, IHM, unserem ewigen Gott, sei alle Ehre in Ewigkeit!

Wie Gott mich lehrte, Ihm auch in finanziellen Dingen zu vertrauen

Die Tür für die Missionsarbeit im moslemischen Königreich Marokko hatte sich Ende 1959 geschlossen. Nach nur 1 ¼ jähriger Mitarbeit in der Radio Mission „Stimme von Tanger“ musste auch ich dies schöne nordafrikanische Land verlassen. Wohin nun? Was hat Gott mit mir vor? fragte ich mich. Mit großer Klarheit zeigte mir Gott: Bibelübersetzung in vom Evangelium noch unerreichten Stämmen! Ich hatte jedoch noch keine Ahnung, wie das vor sich gehen sollte. Doch hörte ich „zufällig“, dass die

Wycliff Bibelübersetzer, die mir völlig unbekannt waren, in England einen dreimonatigen Kursus für Bibelübersetzung anboten. Dazu gehörte auch Sprachanalyse von ungeschriebenen Sprachen. Trotz Überfüllung des Kursus, kurz vor Torschluss wurde ich angenommen, sodass ich nach kurzem Zwischenaufenthalt in Deutschland nach England reisen konnte. Die damals sehr kleine Missionsgesellschaft, die mich nach Tanger ausgesandt hatte, bezahlte mir die Reise und den Kursus in England. Es war dort eine sehr interessante Zeit für mich, wo ich viel lernte und mit vielen Missionaren und Missionskandidaten in Kontakt kam. Gegen Ende des Kursus wurde mir nach einer Zeit des Fastens und Betens klar, dass ich nicht mit der damals schon recht großen Wycliff Mission hinausgehen sollte, sondern mit einer ganz kleinen Mission in ein spanischsprachiges Land. Doch wurde mir klar, dass ich für die Arbeit in einem bisher unerreichten Stamm medizinische Kenntnisse brauchte. Die Missionary School of Medicine (MSM = Medizin Schule für Missionare) in London bot solch einen konzentrierten Kursus für Missionskandidaten an. Da der Missionar in solchen bisher unerreichten Stammesgebieten, wo fast nie medizinische Hilfe vorhanden ist, auch für den kranken Körper der Stammesangehörigen zuständig ist, sind medizinische Kenntnisse unbedingt erforderlich. Ich teilte dies dem Leiter der kleinen Missionsgesellschaft in Deutschland mit, doch er war anderer Meinung und schrieb zurück: "Charlotte, Du bist zu alt! Komm nach Deutschland zurück und wir werden versuchen, für dich eine Arbeit in Deutschland zu finden!" Nach einem schweren Gebetskampf war es mir klar geworden, dass ich nicht nach Deutschland zurückkehren sollte, sondern mich weiter auf den Missionsdienst in Übersee vorbereiten und an dem einjährigen medizinischen Kursus teilnehmen sollte. Ich schrieb nach Deutschland zurück: "Betrachten Sie mich bitte als unbezahlte Missionskandidatin. Ich muss hier noch diesen medizinischen Kursus machen bevor ich aufs Missionsfeld ausreisen kann." Soviel ich mich erinnere, kam keine Antwort und auch kein Geld. Das mir noch übrig gebliebene Geld verbrauchte ich für das Fahrgeld zur Schule und für das nötigste Essen. Bücher und sonstiges Lehrmaterial konnte ich mir nicht kaufen. Ich war in einem Heim in London untergebracht, das deutsche Mädchen aufnahm und von deutschen Diakonissen geleitet wurde. Ich wusste nicht, fragte auch nicht wie viel dort die Unterbringung kosten würde. Ich hatte mit vier anderen Mädchen in einem Zimmer ein Bett und wir bekamen dort jeden Morgen ein Frühstück, für das übrige Essen musste jeder selbst sorgen. Aber mein kleiner Geldvorrat war recht schnell aufgebraucht und es blieb mir noch soviel übrig, dass ich damit noch fünf Tage zur Schule quer durch das große London fahren konnte. An dem Abend, als ich dies feststellte, wurde mir doch recht bange zumute und da ich allein im Zimmer war, warf ich mich auf die Knie vor meinem Bett und sagte: "HERR, habe ich verkehrt gehandelt? Du hast doch gesagt: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles, nämlich das Irdische, was wir zum Leben brauchen, zufallen! Warum bin ich nun am Ende? Warum bin ich denn nun am Ende ohne Geld für die nötigen Lebensmittel? Wo fehlt es bei mir, denn bei DIR kann es doch nicht fehlen?" Wie ein Blitz kam die Antwort aus dem Worte Gottes in meine fragenden Gedanken: „Wer Dank opfert, der preiset mich und da ist der Weg, dass ICH ihm zeige das Heil Gottes!“ Psalm 50,23.

Da ist der Weg! Dank opfern! Ja, das hatte ich vergessen. Ich hatte soviel Grund zum Danken: und hatte es nicht getan. Ich war noch gesund und konnte in der feinen Medizinschule studieren. Ich hatte gute Lehrer und gläubige Mitstudenten, hatte auch heute noch etwas zum Essen gehabt, auch genügend Kleidung. Ich fing an zu danken und bat um Vergebung für meinen Undank. Als ich aufstand von meinen Knien, fühlte ich mich so reich wie die Königin von England und schlief dankbar ein. Die wenigen Schillinge waren über Nacht zwar nicht gewachsen, ich musste einige davon wieder ausgeben für die Fahrt zur Schule, aber ich sorgte mich nicht. In der Schule war mit der Morgenpost ein Brief von meiner Mutter aus Berlin gekommen, den ich noch vor Unterrichtsbeginn lesen konnte, doch da lagen zehn Mark bei, was meine Mutter bisher noch nie getan hatte. Ich sagte: „Danke HERR. nun kann ich

noch einige Tage mehr zur Schule fahren!" Für die Mittagsmahlzeit, wo jeder seine belegten Brote mitbrachte, hatte ich nichts, doch ich trank dankbar die Tasse Tee, die in der Schule für alle bereitet wurde. Da sagte eine Mitschülerin zu mir: Charlotte, ich habe heute so viele Brote, die ich nicht allein essen kann. Könntest Du mir dabei helfen? Ja, gern, sagte ich ihr, (sie hatte sonst nie daran gedacht, etwas abzugeben, warum gerade heute?) und ich dankte ihr und dem treuen Gott, der auch an das Mittagsbrot dachte. Mit der Nachmittagspost kam wieder ein Brief von einer ganz armen Bibelschülerin, und zu meinem großen Erstaunen sah ich auch darin einen Zehn-Mark-Schein, den sie für mich beigelegt hatte! „Danke HERR, sagte ich, Du bist so gut!“ Als ich am Abend nach der Schule zum Mädchenheim zurückkam, wo die anderen ihr Abendbrot verzehrten, hatte ich nichts, doch freute ich mich auf das Frühstück am Morgen, das alle bekommen würden. Da sagte mir die Küchenschwester: „Fräulein Teubner, heute ist soviel vom Abendbrot übrig geblieben, hätten Sie Lust noch etwas zu essen?“ Nun, und ob! Ich dankte mit strahlendem Gesicht und verzehrte mit Dank auch diese für mich so ungewöhnliche Gabe. Da meinte die Schwester: Eigentlich könnten Sie immer das Abendbrot mit uns Schwestern essen und Sie brauchen auch nichts dafür zu bezahlen!“ Wie wunderbar! Ich hätte jubeln können, konnte der Schwester aber nicht den Grund dafür sagen, doch ich fragte mich, warum mir die Küchenschwester das gerade heute gesagt hatte!? o, ein treuer Gott, der sich auch um das Abendbrot Seiner Kinder kümmert!

Ein oder zwei Tage später sah ich auf meinem kleinen Schreibpult, an dem ich beim Unterricht saß, ein Kuvert liegen mit meinem Namen und dem Bibelwort: „JEHOVAH JIREH! Der HERR wird versorgen!“ 1. Mose 22, 14. Welch ein wunderbares Verheißungswort, dachte ich, doch als ich hineinschaute ins Kuvert traute ich meinen Augen nicht, da lagen doch ganze zehn englische Pfund darin, was damals eine ungeheure Summe Geldes war!! Ich konnte aber bald herausfinden, wer das Kuvert da auf meinen Platz gelegt hatte. Es war eine englische Mitstudentin mit Namen Barbara. Ich fragte sie: „Wie kommst Du nur dazu, mir soviel Geld zu geben?“ da sagte sie: Ich habe vom englischen Staat ein Studien - Stipendium bekommen und fragte den HERRN: wem soll ich davon den Zehnten geben? Da sagte ER mir: „Gib es der Charlotte!“

Mit großer Dankbarkeit und Freude ging ich am Abend zu der leitenden Diakonisse des Mädchenheimes und fragte sie nach dem Preis für die Unterkunft in ihrem Heim. „Können Sie denn das bezahlen?“ fragte sie. „Ja,“ erwiderte ich sicher und auch ein wenig stolz und legte ihr das Geld auf den Tisch. Ich konnte nun auch die mir noch fehlenden medizinischen Bücher und Instrumente kaufen und hatte auch noch genug zum Essen! Oh, ein wunderbarer Gott! Doch auch die größte Summe Geldes nimmt ab, bei den täglichen Ausgaben und wenn nichts mehr dazu kommt und ich hatte ja keine menschliche Garantie für weitere Einnahmen, aber ich hatte die größte Garantie, nämlich die meines himmlischen Vaters, von dem Jesus sagt: Euer himmlischer Vater weiß, was Ihr bedürft! Matthäus 6, 8.

Und so kamen immer wieder Gaben ein, von Freunden aus Deutschland, auch aus der DDR, aus der Schweiz, aus USA, sogar aus Holland von einem mir ganz unbekanntem Bruder. Und ich fragte mich oft: Wie kommen diese Leute nur dazu, mir, der deutschen Missionskandidatin in England Geld zu schicken, wo ich doch gar keinen Spendenaufruf erlassen hatte, noch sie meine finanzielle Lage hatte wissen lassen? „Euer himmlischer Vater weiß...!“ und ER legte es diesen, Seinen Kindern aufs Herz, mir das zum Leben Nötige zu schicken!

Eines Tages merkte ich, dass bei dem vielen Regen in London meine Schuhe wasserdurchlässig geworden waren und sehr abgetragen, so dass ich meinte, ich sollte mir mit der nächsten Gabe ein Paar Schuhe kaufen. Doch hatte ich noch gar nicht diese Bitte meinem himmlischen Vater vorgelegt, da rief mich die Leiterin der Medizinschule zu sich und sagte zu mir: „Miss Teubner, können Sie Schuhe gebrauchen? Ich habe hier drei Paar fast neue Schuhe, die ich aber nicht tragen kann. Ich habe auch

ziemlich große Füße wie Sie, vielleicht passen sie Ihnen!" Ich war sprachlos und ging, die Schuhe anzuprobieren. „Sie können alle drei Paar haben, wenn Sie wollen!" Zwei Paare passten ausgezeichnet und ich trug sie auf den Londoner Strassen, solange ich dort war! Gott sorgt auch für meine Schuhe! Wunderbar!

Zu allem, was ich in diesem Jahre benötigte, reichte es immer. Einer deutschen Mitstudentin, die in ähnlicher Lage war, konnte ich auch noch helfen und wir zogen dann später in ein Mädchen – Heim der Heilsarmee, wo wir auch viel Liebe erfuhren. Gott hatte mich eine wichtige Lektion gelehrt, die ich im Missionsdienst so nötig brauchte: Euer Vater weiß, was Ihr bedürftet! Sein ist Silber und Gold und ER hat Mittel und Wege genug, die Seinen zu versorgen und ihnen die Hände zu füllen, wenn sie auf Seinen Wegen gehen. Die „Raben des Elias" fliegen noch, auch heute noch, wo sie der HERR unser Gott hin sendet!

*GOTTES UNSICHTBARES WESEN, DAS IST SEINE EWIGE KRAFT UND GOTTHEIT, WIRD SEIT DER SCHÖPFUNG DER WELT ERSEHEN AUS SEINEN WERKEN, WENN MAN SIE WAHRNIMMT.
Römer 1, 20*

*HERR WIE SIND DEINE WERKE SO GROSS UND VIEL! DU HAST SIE ALLE WEISE GEORDNET,
UND DIE ERDE IST VOLL DEINER GÜTER!
Psalm 104, 24*

Zwischen den Kulturen

Missionare werden oft angeklagt, Kulturzerstörer zu sein. Was versteht man nun unter „Kultur"? Es ist die Art und Weise, wie ein Volk oder eine Volksgruppe ihr Leben gestaltet und was ihnen wichtig und was ihnen unwichtig ist. Welches sind nun die „Prioritäten" in einem Stamm oder in einer Volksgruppe? Da kam ein afrikanischer Häuptling nach Deutschland und sah die vielen Uhren an den Türmen, in den Häusern, an den Handgelenken der Leute, da sagte er: Ihr habt die Uhren, wir aber haben die Zeit!

Zeit haben ist das große Vorrecht einheimischer Volksgruppen. Man hat Zeit für jeden Menschen, während wir unsere Zeit „einteilen", denn „Zeit ist Geld", wie es die Amerikaner ausdrücken,- und so haben wir für den anderen meistens „keine Zeit"!

Ich hatte das Vorrecht im Laufe der Jahre in 7 Kulturen eine Zeitlang zu leben. Diese waren:

1. Die deutsche Kultur meines Heimatlandes
2. Die schweizerische Kultur
3. Die englische Kultur
4. Die amerikanische Kultur
5. Die marokkanische (islamische) Kultur
6. Die Latino-Kultur (von Spanien und Südamerika)
7. Die Guaymi Indianer-Kultur

Man unterscheidet zwischen den Straf- und den Schamkulturen. Letztere ist besonders in den einheimischen Stämmen üblich. Man darf z. B. ein Kind nie strafen, sondern es soll sich wegen etwas Unrechtem schämen (oft ohne dass es ihm gesagt wurde). So weiß ich von zwei Indianerkindern. die mit Streichhölzern spielten und dabei ihr Haus abbrannten, sie wurden aber nicht bestraft und spielten weiter, als wäre nichts geschehen. Ungehorsam und böse Taten werden nicht bestraft, oft wird nicht

einmal von den Eltern erklärt, was gut oder böse ist. Wohl die Schlimmste „Sünde“ ist bei den Guaymis, wenn man sich ärgert und dies dem anderen zeigt oder sagt. Er oder sie hat keine Geduld, sagt man und damit verliert man alle Autorität bei ihnen! Ich hatte verschiedene Male die Geduld verloren und dies dem anderen in der deutschen Weise gesagt oder gezeigt. Das hatte zur Folge, dass die betreffende Person nicht mehr mit mir redete! Da ist ein gläubiger Bruder, zu dessen Frau ich etwas vom biblischen Standpunkt aus, zur Korrektur gesagt hatte, aber in einem ärgerlichen Ton. Das wurde ihm von seiner Frau gesagt, woraufhin er die Verbindung zu mir aufgab und nicht mehr zur Kirche kommt, obgleich verschiedene Brüder mit ihm darüber redeten und ich ihn schriftlich um Vergebung bat! Wenn man sich von jemandem beleidigt fühlt, oft auch bei seelsorgerlichen biblischen Ermahnungen, darf man, nach altem Brauch, es ihm nie mehr vergeben. Wie schwer ist es auch bei Christen diese alten Kulturbräuche aufzugeben und in allem die christliche Kultur der Bibel an ihre Stelle zu setzen! Es handelt sich ja oft um ein völliges Umdenken und in einem neuen Leben und Kulturbereich zu wandeln!



Man ist ja heute bestrebt, das Weltbürgertum als neue Weltkultur einzuführen, dessen wichtigste Haltung die TOLERANZ ist. Jeder muss alle, auch die sündigste Art des anderen im Zusammenleben anerkennen und nicht kritisieren und nicht zu ändern versuchen! Das wird besonders deutlich in der Islamischen Kultur, die ja eine Männerkultur ist. Frauen haben keine eigenen Rechte, sie müssen sich in allem den Männern unterordnen und dem, was das Haupt der Familie über die betreffende Frau bestimmt. Islam heißt ja Unterwerfung (unter Allah und seinen Propheten Mohammed!) Deshalb ist die christliche Religion die Zerstörung der islamischen Kultur, die ja die Unterwerfung der Völker unter ihren Glauben anstrebt!

Auch die amerikanische Kultur ist in manchen Punkten sehr verschieden von der deutschen. „Wir haben keine festen Kulturregeln!“ sagte man mir und doch prallte ich in manchen Punkten sehr mit Amerikanern zusammen. Da wollte ich mich einmal mit einem deutschen Mitmissionar in Deutsch unterhalten und ich machte nach deutschem Ordnungssinn die Tür hinter mir zu und das war der größte Fehler, den ich machen konnte und wofür ich strengstens gemäßregelt wurde. Selbst der deutsche Missionar, dessen Braut (ohne Englisch Kenntnisse) nach USA zu ihrer Hochzeit kam, durfte sich nicht mit ihm bei geschlossenen Türen unterhalten. Deshalb mussten sie schnellstens sich offiziell verheiraten, dann konnten sie bei geschlossenen Türen sich unterhalten!!

Auch für das Essen gibt es viele sehr verschiedene Regeln. Während wir uns miteinander an den Tisch setzen, um gemeinsam zu essen, empfängt ein Guaymi-Indianer mit abgewandtem Gesicht das Essen von der Gastgeberin und stellt sich damit in eine Ecke, doch so, dass keiner in seinen Essensnapf hineinschauen kann, denn ein anderer könnte ja mit dem Bösen Blick das Essen anschauen und es in Krankheit verwandeln, wovon der Essende dann sterben würde! Ich versuchte manchmal die englischen Essensregeln zu erklären und zu praktizieren, wo jeder sich um seinen nächsten rechten und linken Tischnachbarn kümmern muß, denn man darf nicht nach irgendeiner Sache am anderen Ende des Tisches rufen oder es hinüber holen, was in USA durchaus erlaubt ist. Für den englischen Gentleman sind solche Tischregeln und andere Höflichkeitsregeln sehr wichtig.

Während man bei uns ein Kind nach seinem Namen fragen darf, ist dies bei den Indianern streng verboten, denn der Name ist Teil der Persönlichkeit, auf den ein Zauberfluch gelegt werden kann, sodass dann das Kind erkrankt und stirbt. Deshalb haben die Guaymis zwei Namen, von denen dann nur der spanische Name genannt wird.

Eine interessante Kulturregel sah ich bei den Russen, die nach dem Kriegsende in unsere Häuser eindringen und das für sie Wertvolle aussuchten: Wodka (Alkohol) war das erste, danach Uhren. Von einem Übersetzer hörte ich dann, dass die höchste Position in Russland die Schullehrer einnehmen, nicht andere Akademiker, So lernte ich den Satz in Russisch auswendig: „Ich bin Lehrerin!“, denn ich war in dieser Zeit als Religionslehrerin an Berliner Schulen eingesetzt worden. In einer lebensgefährlichen Situation, wo russische Offiziere uns Deutsche, die wir im offenen Teil des Wagens dicht an einandergedrängt standen vom fahrenden Zuge hinunterwerfen wollten, stellte ich mich vor den russischen Offizier und sagte ihm hoheitsvoll meinen russischen Satz „Ich bin Lehrerin“, worauf er mich staunend ansah und sich in seine Kabine zurückzog. So waren wir (etwa 15 Personen) gerettet!! Auch bei einer anderen Gelegenheit rettete mich dieser kultureigene Satz!

Russen sind ein sangesfreudiges Volk und von einem mir bekannten gläubigen Opersänger, der in russischer Gefangenschaft war, wurde den russischen Offizieren gesagt, dass er ein Sänger sei. Sofort wurde er von aller Schwerarbeit befreit und durfte nur noch singen, wobei er auch viele Glaubenslieder den Russen vorsang!

Wie verhalten wir uns nun, wenn wir in eine andere Kulturgruppe hineingestellt werden?

„Prüfet alles, aber das Gute behaltet!“ sagt die Bibel. Es gibt vieles in jeder Kultur, das neutral ist und nicht als böse oder gut bezeichnet werden kann, wie z. B. das Essen mit Stäbchen oder mit Messer und Gabel oder mit den Fingern. Doch wenn es sich um Zeichen der Zauberei in dieser Kultur handelt, müssen wir da nicht mitmachen, sondern den Gastgebern erklären, dass wir hierbei nicht mitmachen können und es ihnen vom biblischen Standpunkt her klarmachen. Auch wenn es sich um die Behandlung von Krankheiten handelt, die ja nach dem Glauben der Guaymis immer durch böse Geister oder durch Zauberflüche verursacht sind, könnte bei ihnen der Zauberer heilen und helfen und man muss ihm ganz gehorchen. Einem Bruder wurde gesagt, dass er seine Bibel wegwerfen müsse und nicht an Gott denken, dann könnte der Zauberer ihn gesund machen. Aber als Christen können wir auch unter Menschen in ganz anderen Kulturen leben, denn die Liebe Christi ist immer das Band, das uns mit anderen Menschen zusammenbindet und die Brücke zu ihren Herzen ist, nämlich die Sprache der Liebe, die jeder versteht! So werden wir nicht ihre Kultur zerstören, sondern die Menschen zu Gott führen und damit in die herrliche Freiheit von Sündenschuld und von dämonischen Bindungen!

*„Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, dass ER die Werke des Teufels zerstöre.“
1. Johannesbrief 3, 8*

Das lebendige Wort Gottes

*„DAS WORT GOTTES IST LEBENDIG UND KRÄFTIG UND SCHÄRFER ALS JEDES
ZWEISCHNEIDIGE SCHWERT, UND DRINGT DURCH, BIS ES SCHEIDET SEELE UND GEIST,
AUCH MARK UND BEIN, UND IST EIN RICHTER DER GEDANKEN UND SINNE DES HERZENS.“
Hebräer 4, 12*

In den Nachkriegsjahren war ich von 1949 bis 1952 im Reisedienst der Gemeinschaftsjugendkreise in der damaligen DDR tätig. Als Westberlinerin war dies ein nicht ganz ungefährlicher Auftrag. Jedes Mal bevor ich solch eine Reise von zehn Tagen bis zwei Wochen antrat, überfiel mich eine große Angst und ich dachte: wie wird es wohl diesmal ausgehen? Werde ich irgendwo in einem DDR-Gefängnis landen oder wieder unangefochten nach Westberlin zurückkommen?! Doch sobald ich die damalige Grenze zur DDR überschritten hatte, umgab mich Gott wie mit einer feurigen Mauer, sodass alle Angst verschwand.

Einmal, es muss wohl 1950 gewesen sein, wurde ich in einige Jugendkreise der Provinz Brandenburg eingeladen und zu einer dreitägigen Jugendevangalisation nach Jüterborg. Mein Hauptquartier war dort in einer „Herberge zur Heimat“, wo auch der Prediger wohnte und die Gemeinschaftsstunden stattfanden. An jedem Abend vor dem Einschlafen hörte ich draußen den melancholisch-melodischen Gesang der russischen Soldaten, die zu ihren Nachtmärschen ausmarschierten. Es war immer eine kräftige Tenorstimme, die einige Zeilen allein sang, und dann stimmten alle Männer im Bass ein. Jeder hatte Angst vor diesen meist angetrunkenen Russen, und keiner mochte ihnen in der Nacht begegnen. Doch ich fühlte mich sicher und geborgen in meinem Bett in der „Herberge zur Heimat“!

An drei Abenden hatte ich über ein evangelistisches Thema vor dem dortigen kleinen Jugendkreis zu sprechen. An einem Abend war mein Thema die Pilatusfrage in Matthäus 27, 22: „Was soll ich denn machen mit JESUS?“ Ich weiß nicht, was ich damals zu den Jugendlichen sagte, nur soviel, dass ich sie fragte:

Was wollt ihr denn machen mit Jesus? Wollt ihr IHN auch ablehnen wie Pilatus, oder IHN als Euren HERRN und König aufnehmen?! Die Frage drang manchem ins Herz, und die Jugendlichen wurden sehr still, als ich sie bat, dass jeder für sich im Gebet dem HERRN darauf eine Antwort geben sollte. Es waren wohl sechs Mädchen, die an ihrem Platz auf die Knie gingen und offensichtlich ernstlich beteten. Sie wollten nicht nur dem HERRN eine positive Antwort geben, sondern auch vom HERRN Jesus die Antwort und Gewissheit bekommen, dass ER sie angenommen hat. Und so rangen sie im Gebet, jede für sich, wohl etwa halbe Stunde bis sie die Gewissheit bekommen hatten, Ja, ich bin angenommen und ich bin ein Kind Gottes! Strahlend saßen sie dann wieder auf ihren Plätzen, und als wir die nicht kurze Versammlung schlossen, war es doch spät geworden. Etwa vier von den sechs Mädchen wohnten in einem anderen Stadtteil und sagten: Wir trauen uns nicht allein auf die Strasse um diese Zeit, wegen der Russen! Ich sagte ihnen: Ich komme mit Euch und bringe Euch nach Hause! (Obwohl ich ja gar kein „Schutz für sie sein konnte, zumal ich die Gegend gar nicht kannte!) So ging ich mutig mit ihnen durch die dunklen Strassen, als auf einmal ein großer Lastwagen mit russischen Soldaten beladen, bei uns vorbeifuhr. Als uns die Soldaten erblickten, stimmten sie ein heiseres Siegesgeschrei an, das uns wie ein Gebrüll aus der Hölle erschien. Und der Fahrer des Lastwagens stoppte neben uns, und die Soldaten wollten gerade herunter springen und sich auf uns stürzen...! HERR, erbarme Dich unser, war unser aller Gebet! Da fuhr der Lastwagenfahrer wieder weiter mit seinen Soldaten, und wir waren errettet, dachten wir. Doch wieder stoppte er, und wieder dieses heisere Gebrüll der Hölle! Jetzt ist es aus mit uns, dachten wir, HERR hilf uns! Und der Lastwagen mit seinen angetrunkenen russischen Soldaten fuhr wieder weiter und verschwand in der Ferne! Danke, danke HERR, DU bist unser Zuflucht für und für! Wir rannten, und jede verschwand in ihr Haus und ich rannte zurück zu meiner „Herberge zur Heimat“ !

Als ich später wieder im sicheren Westberlin war, wurde uns bösen Westberlinern nicht mehr erlaubt, die DDR oder die „Russische Zone“, wie wir sie nannten, zu betreten. Doch von dort durften wir noch Besuch empfangen, bis später die Mauer gebaut wurde und auch dies nicht mehr möglich war. Aber vier von den Mädchen aus Jüterborg kamen zu uns zu einigen Jugendveranstaltungen und wir

freuten uns, dass trotz aller Gefahren, die Mädchen weiter treu dem HERRN gefolgt waren! Ich habe nun den Kontakt mit ihnen verloren, doch ich freue mich, wenn ich sie wieder sehen werde vor dem Throne des Lammes, das sie errettet hat von aller Furcht und Sünde und sie zu Seinen Kindern und Erben des ewigen Lebens gemacht hat!

Singet dem HERN ein neues Lied

SINGET DEM HERRN EIN NEUES LIED, SINGET DEM HERRN, ALLE WELT! SINGET DEM HERRN UND LOBET SEINEN NAMEN!"

Psalm 96,1. 2

"JAUCHZET DEM HERRN ALLE WELT, SINGET, RÜHMET UND LOBET! LOBET DEN HERRN MIT HARFEN, MIT HARFEN UND PSALMEN! MIT TROMPETEN UND POSAUNEN JAUCHZET VOR DEM HERRN, DEM KÖNIG!"

Psalm 98, 4 – 6

Es war an einem Sonntagmorgen im Juli zu Beginn der zwanziger Jahre. Der Posaunenchor der Berliner Stadtmission spielte auf einem der Hinterhöfe der großen Weltstadt Berlin einige Choräle zur Ehre Gottes. Bewegt lauschte die junge Frau eines der Bläser den erhebenden Klängen der Musik und mit Dank und Freude gegen Gott betete sie auch für das Kleine, das nun wohl bald das Licht der Welt erblicken würde, ihr zweites Kind. Noch am Abend des gleichen Tages, kurz vor Mitternacht kam es zur Welt. Es war ein Mädchen, das die Eltern Lottchen nannten und das schon bald eine besondere Vorliebe für Musik, besonders die des Posaunenchores, zeigte. Ob es wohl schon vor seiner Geburt die mächtigen Klänge des Posaunenchores hat hören und mit Freuden wahrnehmen können?! Mit Wonne lauschte es den frohen Evangeliumsliedern, die die Mutter ihr ins Herz sang und bald stimmte sie mit ihrem hellen Stimmchen mit ein. Singen und Musizieren das war die besondere Freude der Familie im Alltag und der Höhepunkt bei Familientreffen und auch, wenn nach den Sonntagabend - Gottesdiensten die Jugendlichen sich noch bei Familie Teubner trafen. Harmonium -, Posaunen - und Gitarrenmusik und auch das Mitsingen im gemischten Chor ihrer Landeskirchen - Gemeinde war die ganze Wonne der ältesten Tochter, wie auch ihrer drei Geschwister, die bald einen „Familienchor“ bildeten. Dass das Singen ein biblischer Befehl war, hatten sie noch nicht so gesehen, dennoch war das Singen und Gott - Loben Bedürfnis und Freude zugleich.

Bei den Kämpfen um den Schritt zur Lebensübergabe an Jesus, als ihren HERRN half ihr ein Lied zur Klarheit:

*Gott rufet noch, sollt ich nicht endlich hören,
wie lass ich mich bezaubern und betören.
Die kurze Zeit, die kurze Freud' vergeht,
und deine Seel' noch so gefährlich steht!*

Dieses oft geprobte Lied sang ein Jugendchor von 200 Sängern bei dem Himmelfahrtsgottesdienst im Berliner Grunewald, aber unter ihnen war eine 16-jährige Sängerin, die die letzte Strophe anders als die übrigen sang, nämlich als ein Gebet der Hingabe:

*Ach nimm mich hin, DU Langmut ohne Maße,
Ergreif mich wohl, dass ich Dich nicht verlasse!
HERR, rede DU,—ich geb' begierig acht:
Führ wie DU willst, ich bin in Deiner Macht!*

Und sie wusste es, nun ist es geschehen, die Hingabe von meiner Seite und die Annahme von Gottes Seite, und tiefer Friede und Freude erfüllte ihre Seele. „Führ, wie DU willst, ich bin in Deiner Macht!“ – Doch dass dieses Führen sie bis ans Ende der Welt, bis auf eine ganz entlegene Bergstation in Panama zu einem Bergindianerstamm bringen würde, ahnte sie damals noch nicht, und es dauerte noch viele Jahre, durch Kriegs- und Nachkriegswirren hindurch, bis der schon damals in der Kindheit erwachte Wunsch, Missionarin zu werden, Erfüllung fand.

Wie wunderte sie sich über das schleppende, unmelodische Singen der jungen Guaymi - Indianer-Gemeinde, die dort schon einige Jahre vor ihrem Kommen entstanden war! Doch immer wieder betonten sie es: „Wir singen zur Ehre Gottes“ und sie meinten es wirklich so, denn früher im Heidentum hatten sie kein Singen gekannt und singen, was sie auch „fröhliche Worte“ nannten, war Ausdruck ihrer Freude am HERRN!

Einmal bekannte ihr eine junge Indianerfrau eine große Sünde, wie sie sagte, Was war´s? – „Ich habe zwei Monate lang nicht gesungen, weil ich so traurig war!“ Eine große Sünde?! – Ja, in der Bibel heißt es doch: „Singet, preiset, lobet, rühmet den HERRN!“ – und das ist doch ein Befehl Gottes an uns. Und diesem Befehl Gottes bin ich ungehorsam gewesen!

Und so kam es auch, dass die Indianer die Gläubigen in zwei Gruppen einteilten: die echten, fröhlichen Christen, nämlich die, die singen, und die unechten, traurigen Christen, die Halben, die nicht singen! Und dann gehörten die meist zu beschäftigten, nicht allezeit singenden Missionare zu der Gruppe der halben Christen! Doch zu diesen wollte sie sich aber nun nicht zählen lassen, und so begann sie jeden Kliniktag dort auf der kleinen Bergstation vor dem Beginn der Krankenbehandlung damit, dass sie erst eine Stunde mit den anwesenden, wartenden Patienten, Evangeliumslieder sang, die sie auf der Gitarre begleitete! Das machte sie selbst auch so froh in dem oft niederdrückenden Alltag mit den vielen Kranken!



Als dann eine holländische Krankenschwester kam und den Dienst an den Kranken übernahm, da konnte sie alle ihre Zeit der Übersetzung des Neuen Testaments in die Sprache ihres geliebten Guaymi - Volkes widmen. Doch wie gern hätte sie auch nebenbei noch Evangeliumslieder in die Guaymi - Sprache übersetzt! Nur eine kleine Sammlung von einigen Chorussen war in der Guaymi - Sprache vorhanden und diese wurden immer und immer wieder gesungen, doch sonst und in den Gottesdiensten wurden die Lieder in der spanischen Sprache gesungen und der Text von den meisten kaum verstanden, aber man sang eben die „fröhlichen Worte“, die man nicht verstand.

Eine Reihe von vielen langen Jahren verging, bis es endlich hieß: „Charlotte, weil die Tür zur weiteren Übersetzungsarbeit für Dich nun verschlossen ist, könntest Du doch einfach mal eine Reihe von Evangeliumsliedern aus dem Spanischen in die Guaymi - Sprache übersetzen und ein Guaymi - Liederbuch zusammenstellen!“ Dies geschah Ende 1985 und Anfang 1986 neben manchen anderen kleinen Diensten im Übernachtungsheim an den durchreisenden Indianern, in Tolé. Und die erste kleine Probeausgabe eines Guaymi - Liederbuches mit 20 Liedern und Chorussen wurde Anfang April 1986 fertig gestellt. Neben der Bibel war das spanische Gesangbuch bisher das meist gekaufte und wichtigste Buch für die Indianer. Wie froh sind wir nun, ihnen auch ein kleines Liederbuch in ihrer eigenen Sprache anbieten zu können, auch mit dem gesungenen Text auf Kassetten, auf das sie so lange Jahre schon gewartet und immer wieder danach gefragt hatten. Und so können sie nun das Evangelium im Lied in ihrer eigenen Sprache mit Verständnis singen, welch eine Freude!

LEHRET UND VERMAHNET EUCH SELBST IN ALLER WEISHEIT MIT PSALMEN UND
LOBGESÄNGEN UND GEISTLICHEN LIEDERN UND SINGET GOTT DANKBAR IN EUREM HERZEN!

4 GLAUBENSERFAHRUNGEN

Sie kennen sich am Liede, am leuchtenden Gesicht!

Es war zu Beginn des Zweiten Weltkrieges, als ich meine 3-jährige Lehrzeit in einer Berliner Apotheke beendet hatte, dass ich mich zum Reichsarbeitsdienst meldete. Mit einer gewissen Begeisterung und Abenteuerlust fuhr ich zu dem für mich bestimmten Ort Falkenberg in der Mark Brandenburg. Dort war ich nun zum ersten Mal, nachdem ich zu Hause immer in einer christlichen Umgebung gelebt hatte, in einer ganz gottlosen Umgebung. Ich fand es zunächst interessant, machte aber keinen Hehl von meiner christlichen Einstellung. Man ließ mich als Freiwillige gewähren und die Führerinnen hielten mich für etwas rückständig, aber Hauptsache war, dass ich ihnen gehorchte und dass ich nichts gegen den Führer sagte! Ich wurde eingeteilt einer Bauernfrau, deren Mann als Soldat eingezogen war, auf ihrem Bauernhof zu helfen, was ich gern und willig tat: Schweine füttern, beim Heu Einfahren helfen und manches andere. Eines Tages war ich mit anderen auf dem Heuboden, wo wir das Heu verteilen mussten. Da hörte ich plötzlich bei einer Ruhepause in einer Ecke eins der Mädchen, die von einem anderen Bauernhof mithalfen, ein Lied singen. Was sang sie nur? Es war eine mir bekannte Melodie:

*Es pilgert durch die Lande erlöst die sel'ge Schar,
In ihren Reih'n tönt leise ein Lied gar wunderbar,
Es klingt im Land der Tränen wie lauter Jubelklang
Es singt trotz tiefem Sehnen von Sieg der Lobgesang!*

Was war das für eine Freude, gerade dies Lied von einer mir Unbekannten, die aber doch zur Familie der Gotteskinder gehörte, zu vernehmen! Ich ging zu ihr hin und sagte zu ihr: "Sie sind ein Gotteskind? Ich gehöre auch zu dieser Familie! Wie freue ich mich, Sie hier zu treffen!" Sie teilte mir die Bibelstunden mit, die sie in ihrem Hause abhielten, doch erhielt ich von der Lagerleitung keine Erlaubnis, dort hinzugehen, nur am Sonntag ausnahmsweise zum kirchlichen Gottesdienst, zu dem außer mir nur noch eine Arbeitsmaid mitging. Soviel ich mich erinnere, habe ich dies Bauern-Mädchen nie mehr getroffen, doch das beglückende Gefühl auch in gottloser Umgebung nicht allein zu sein, hat mich nie verlassen und ihr Lied blieb mir unauslöschlich eingepägt:

*Und wo sich Seelen finden, die einen stimmen's an,
Das ew'ge Lied vom Lamme, von dem, was ER getan,
Die anderen singen's weiter, es braucht der Worte nicht,
Sie kennen sich am Liede, am leuchtenden Gesicht!*

Ja, das leuchtende Gesicht, wie oft bin ich ihm begegnet unterwegs, bei den vielen Reisen und Fahrten, die ich machen durfte! Da war ich 1948 in England für etwa zwei Monate und wurde von einem mir unbekanntem englischen Ehepaar zu einem Besuch nach Devon eingeladen. Der Mann, ein Schuldirektor, schrieb mir, wie ich fahren sollte, und dass er mich am Bahnhof von Exeter abholen würde. Doch wie sollte er mich erkennen, fragte er in seinem Brief an. Es ist schwer, sich selbst zu beschreiben, doch schrieb ich ihm, dass ich eine Gitarre tragen würde und dass ich ein "christian smile"

(ein christliches Lächeln oder ein "leuchtendes Gesicht") hätte, woran ich zu erkennen sei. Er hat mich schnell erkannt, als ich vom Zug ausstieg und mich etwas unsicher umsah und ihn dann auf mich zukommen sah, und er mich fragte: "Are you Miss Teubner?" Yes, sagte ich! Aber an mein „Christian Smile“ hat er sich noch Jahre nach unserem ersten Treffen erinnert, wie er mir ca. 50 Jahre später im Jahre 2000 schrieb.

Im Reisedienst, den ich jahrelang machen musste oder durfte, wurde ich in die große Industriestadt Essen eingeladen zu einer Studentengruppe. Ich wusste nicht, wer mich am Bahnhof abholen würde und in dem Gewühl von solch einem großen Bahnhof würde es wohl schwer sein, jemand, den man nicht kennt, zu treffen. Da hörte ich beim Aussteigen die Stimme des Bahnhofsvorstehers über den Lautsprecher ertönen. "Fräulein Charlotte Teubner soll sich im Büro des Bahnhofsvorstehers melden!" - . „O, was habe ich nun verbochen? dachte ich! Doch da sah ich schon, als ich meinen Fuß vom Zug auf den Bahnsteig setzte, das leuchtende Gesicht eines Studenten vor mir, der siegesgewiss auf mich zusteuerte und sagte: "Sie sind doch Fräulein Teubner?! Und ich bin von der Studentengruppe und komme Sie abholen!" Welche Freude! Und der gefürchtete Besuch beim Bahnhofsvorsteher fiel damit weg! Das Auto des Studenten war ein Motorrad, auf das ich mich schwingen musste und sehen, dass ich nicht herunterfiel, denn neben mir und meinem Gepäck auf dem Rücksitz, war nicht viel Platz, und die Reise zu meinem Quartier war in der großen Stadt doch ziemlich weit. Doch der Student lobte mich, weil ich mich so gut in die Kurve legen konnte, wenn er eine Linkskurve machen müsse!

Ein anderes Mal wurde ich zu einer Gruppe des Deutschen Frauen Missions Gebetsbundes nach Bayern eingeladen. Ein neues Gebiet für mich und ich kannte ja schon die Leiterin, die mich sicher am Bahnhof abholen würde. Doch als ich in Würzburg ausstieg, war sie nicht zu sehen, nur ein mir ganz unbekannter Herr mit einem freundlich leuchtenden Gesicht kam mir entgegen: „Sie sind doch sicher Fräulein Teubner!“ sagte er siegesgewiss zu mir. „Meine Frau hat mich geschickt, Sie abzuholen: Sie hat mir aber kein Erkennungszeichen gegeben, ich würde Sie schon finden!“ Und so war es. Eine interessante Fahrt durch Würzburg folgte und der Bruder in Christo, der ein Baumeister von Beruf war, erklärte mir vieles, und sagte: "Ich war jetzt so böse mit dem Kaiser Barbarossa!" - "Wie kann das denn sein", fragte ich erstaunt, „er ist doch schon bald tausend Jahre tot!“ - "Ja, er hat hier in Würzburg seinen Palast gehabt, der aber lange nicht mehr steht. Und ich hatte ein Gemeindehaus zu bauen in dieser Gegend und musste dabei herausfinden, wo sein Palast gestanden hatte, denn darauf durfte ich ja kein Gemeindehaus bauen! Und so musste ich beim Ausschachten für die Grundmauern jeden Spaten voll Sand durchsieben und sehen, ob dabei vielleicht noch Reste von seinem Palast zu finden seien, was allerdings nicht der Fall war. Wir fanden nichts!“ Inzwischen waren wir in seinem schönen Haus angekommen, wo mich seine Frau, die mir bekannte Bezirksmutter, freudig begrüßte und ich durfte dann in dem von ihrem Mann erbauten Gemeindehaus, wo man die Reste von Kaiser Barbarossas Palast nicht finden konnte, von Gottes Wirken in Panama erzählen.

Ich hatte das Vorrecht, während der DDR Zeit dort drei Jahre lang die Gemeinschaftsjugendkreise zu besuchen und Jugendstunden zu halten und die oft bedrängten christlichen Jugendlichen im Glauben zu stärken und vom Wort her zu ermutigen. Dabei kam ich auch nach Thüringen und war in Bad Blankenburg bei der Familie von Alfred Modersohn, dem Sohn des bekannten Evangelisten Ernst Modersohn einquartiert. Einige Jahre nach meinen DDR Besuchen von 1949-52, (man ließ mich danach nicht mehr in die DDR einreisen, da ich ja böse Westberlinerin war), wurde es immer schwieriger für die christlichen Werke unter dem kommunistischen Regime weiterzuarbeiten. Auch die Harfe Druckerei in Bad Blankenburg war davon betroffen, die von Alfred Modersohn geleitet wurde. Er bekam kein Papier zum Druck von Bibeln und christlichen Büchern. Doch eines Tages erhielt er von Schweden eine große Papiersendung für den Druck von Bibeln. Welche Freude! Doch die kommunistischen Behörden

brauchten auch Papier für den Druck ihrer atheistischen Bücher und anderem Propaganda Material. Und es war gerade eine Zeit, in der man die Kirchen und christlichen Werke aufs Korn nahm und ausmerzen wollte. Einige der leitenden Brüder der Gemeinschaftsbewegung waren schon im Gefängnis um ihres Glaubens willen. Es war dem Bruder Modersohn klar, dass auch er bald drankommen würde, wenn er nicht nach Westberlin flüchtete, wie viele es um diese Zeit taten. Doch dann wäre sein kostbares Bibelpapier auch - mit Recht - beschlagnahmt worden! Und so blieb er und wartete. Bis eines Nachts es rauh an die Tür polterte und die Volkspolizei draußen stand und verlangte, dass er sofort mitkommen sollte. Wohin? Ins nächste größere Gefängnis, wo schon viele eingekerkert waren. Den Grund dafür sagte man ihm nicht. Er wurde in eine Einzelzelle gesperrt und die Eisentür hinter ihm zugeschlossen. Doch wurde er gerade in dieser trostlosen Lage mit solch tiefer Freude erfüllt, dass er an das Wort Jesu erinnert wurde: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um Meinetwillen schmähen und verfolgen... Seid fröhlich und getrost...!“ Und das war er, fröhlich und getrost, so fröhlich, dass er am liebsten gesungen hätte, doch das war hier nicht erlaubt. Aber pfeifen konnte er, das kann keiner verbieten! Und so piff er laut und freudig das bekannte Jugendbundlied vor sich hin:

*„Ich hab einen herrlichen König, den einzig erkenne ich an,
Ich will keinen andern auf Erden und stünd ich allein auf dem Plan!
Jesus. mein Stolz, meine tiefe Ruh, Jesus Dir jauchze ich selig zu,
Ich hab einen herrlichen König. o Jesus, Jesus nur DU!“*

Als er die erste Strophe gepfiffen hatte, hörte er aus einer anderen Zelle einen Gefangenen die gleiche Melodie des gleichen Liedes pfeifen und der gefangene Bruder Modersohn wusste, ich bin hier nicht allein, ein anderer Christ ist mit mir hier gefangen! Welche Freude! Doch als dieser mit der Pfeifmelodie fertig war, hörten beide aus einer anderen Zelle einen Gefangenen die gleiche Melodie pfeifen. Noch ein dritter gläubiger Gefangener ist hier mit uns eingekerkert! Wir sind zu Dritt um Jesu Namen zu verherrlichen hier im Gefängnis! Welche Freude und Ehre, um Jesu willen zu leiden! Doch mit dem dritten Gläubigen war das Pfeifkonzert noch nicht beendet, ein vierter stimmte die gleiche Melodie an und ließ die anderen drei wissen: hier ist noch einer um Jesu willen gefangen gesetzt! Wie hat dieses Lied die Brüder hinter Gefängnismauern erquickt und gestärkt, dass sie nicht traurig sein konnten. Keiner wusste, wer der andere "Pfeifer" war, aber doch soviel, dass er ein Gotteskind war, denn kaum jemand anders kennt dieses Lied aus dem EC - Liederbuch, das in den Gemeinschaftsjugendkreisen gesungen wird! Und durch die Macht des gläubigen Gebetes vieler nicht eingekerkelter Christen konnten nach wenigen Wochen die vier Brüder freigelassen werden, auch andere, die in anderen Gefängnissen eingesperrt waren! Gottes Wort ist nicht gebunden!

Bruder Alfred Modersohn erzählte mir dies Erlebnis, als ich ihn einmal zufällig auf einem Bahnhof traf. Und dann sagte er siegesfroh: "Und nun werden Bibeln gedruckt auf dem Papier aus Schweden, um dessentwillen ich damals im Gefängnis saß!" Ja, wir haben einen herrlichen König und HERRN, der größer ist als alle Macht und Widerstand des Feindes!

Während der Nachkriegszeit wohnte ich mit meinen Eltern und Geschwistern in Westberlin im Britischen Sektor dieser großen, von Bomben zerstörten Stadt, wo ich als Religionslehrerin in einer der Charlottenburger Schulen eingesetzt worden war. Eines Tages, Anfang 1948 erhielt ich eine Einladung von der Britischen Erziehungskammer, dass ich mich bei ihnen melden sollte. Die dortige Leiterin eröffnete mir zu meinem großen Erstaunen, dass ich eine Einladung nach England bekommen hätte! "Aber ich kenne doch dort niemand," sagte ich. "Das macht nichts," meinte die freundliche Miss Bailey, "wir schicken Ihnen die Fahrkarte für den Alliierten Zug zu und auch für die weiteren Fahrten bis London, einschließlich der Schifffahrt über den Kanal von Hoek von Holland bis Harwich!" Mir wurde fast schwindelig bei all diesen Namen und Orten und ich wusste nicht, was ich sagen sollte, als nur die

Einladung dankend anzunehmen und mich auf den Abreisetermin vorzubereiten! Wer mich eingeladen hatte und wozu, war mir schleierhaft, aber ich wagte auch nicht, mich näher zu erkundigen. Westberlin war ja eine Inselstadt, die niemand verlassen konnte, weil ringsherum die Russische Zone war, die man als Westberliner nicht ohne besondere Erlaubnis (die man nicht bekam) durchreisen konnte! Und nun diese Einladung!! Dazu noch mit dem Alliierten Zug, zu dem nur Britische, Amerikanische oder Französische Soldaten Zugang hatten! Doch die abenteuerliche Wunderreise fand statt und ich traf im Zug von Berlin noch vier andere Jugendliche, die auch nach England eingeladen worden waren und die etwas mehr wussten als ich. Und ab Hannover, auf der anderen Seite der Russischen Zone, stiegen noch 25 weitere Deutsche Jugendliche zu, mit dem gleichen Ziel! Dann kann es ja nicht schief gehen, dachte ich, die werden schon wissen, wo es hinget irgendwo im Norden von England! Nach einer abenteuerlichen Fahrt über den Ärmelkanal empfing uns 30 Deutsche ein netter Mann, ein ehemaliger Major der britischen Luftwaffe, der etwas besonders „Leuchtendes“ an sich hatte. Mit einem weiteren Zug und dann einem Bus fuhren wir bis Carnforth, bis wir dann auf gewundenen Wegen plötzlich vor einem riesengroßen wunderbaren altenglischen Schloss standen. Die großen Schlafräume wurden uns zugewiesen und dann sollten wir uns zur meeting hall begeben. Was waren das nur für Räume: hohe vergoldete Decken, riesige Gemälde, alles für Prinzen und Prinzessinnen eingerichtet! Und dann stimmte mit Klavierbegleitung der Major zusammen mit den englischen Gästen das Lied an: „Crown Him with many crowns, the Lamb upon His throne!“ („Krönt IHN mit vielen Kronen, das LAMM auf Seinem Thron!“) – Hier muss ich im Himmel sein! dachte ich, diese Pracht und diese Anbetung des Lammes Gottes! An dem Lied hatte ich erkannt, dass ich hier unter lauter Gotteskindern war, die Jesus liebten und Seine Erlösungstat für sich in Anspruch genommen hatten! Ich kam mit den anderen vier Jugendlichen aus dem zerstörten armen Berlin und wir waren nun in den Reichtum der englischen Gottesfamilie aufgenommen! Aber meine deutschen Mitreisenden gehörten noch nicht dazu, doch durch die tägliche klare Wortverkündigung wurde einer nach dem anderen auch hinzugefügt, sodass sie nach ca. sechs Wochen als neue Glieder der großen Gottesfamilie mit leuchtenden Gesichtern von Capernway Hall nach unserer armen Heimat zurückfahren konnten!



Ganz anders war mein Besuch in Wien, wo ich meinen im Krieg verwundeten Bruder im Lazarett besuchte und ich bei einer Wiener Familie, die nicht zur Gotteskinder-Familie gehörte, untergebracht war. Nach über 12 Stunden Bahnfahrt nahm man keine Rücksicht darauf, dass ich todmüde war und man unterhielt sich noch stundenlang im Wiener Dialekt, auf dem Sofa sitzend, das mir als Schlafstätte dienen sollte und wo ich am anderen Morgen von Wanzenstichen übersät aufwachte. Keine Gemeinschaft, keine leuchtenden

Gesichter, nur Finsternis, die mir entgegenkam! Was ist das Geheimnis für das Erkennen der Gotteskinder? Das Loblied der Erlösten und die strahlende Freude der Gotteskindschaft und das für andere unsichtbare leuchtende Gesicht der Gotteskinder!

Mitternachtsmission

DIE GESUNDEN BEDÜRFTEN DES ARZTES NICHT, SONDERN DIE KRANKEN. ICH BIN GEKOMMEN, DIE SÜNDER ZUR BUSSE ZU RUFEN UND NICHT DIE GERECHTEN!

LUKAS 5, 31 + 32

Es war etwa zwei Jahre nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges, als mich ein Pastor der Berliner Stadtmission ansprach: „Fräulein Teubner, Sie sollten auf die Straßen Berlins gehen und die prostituierten Mädchen und Frauen nach Mitternacht ansprechen und zu Jesus führen!“ „Ich!?“ sagte ich entsetzt, „ich kann das doch nicht und habe keine Ahnung von dem, was eine Prostituierte ist und tut!“ - „Beten Sie darüber und lassen Sie es sich von Gott zeigen, was Sie tun sollen!“ antwortete mir Pastor Raeder, ein feuriger Zeuge Jesu. Ich betete darüber und legte Gott meine Unfähigkeit und Unwissenheit im Gebet hin, und bat um die rechte Führung. In dieser Zeit lernte ich eine gläubige Krankenschwester, Martha Scharbius mit Namen, kennen, die auch eine feurige Zeugin Jesu war, und dazu eine waschechte Berlinerin, die sich vor nichts fürchtete. Ich sagte ihr von meinem Auftrag, und sie meinte: „Das ist kein Problem. Wir können zusammen auf die Strassen gehen und die Mädchen ansprechen.“ „Aber wo denn nur?“ fragte ich sie. Selbstverständlich auf dem Kuhdamm,“ (wie die Berliner den großen Kurfürstendamm nannten, der einer der Vergnügungsviertel Berlins ist). sagte sie. So kam sie spät an einem Abend zu mir und wir bereiteten uns im Gebet auf das Abenteuer vor. Der Kuhdamm war nicht weit von meiner Wohnung entfernt, und wir gingen gemeinsam durch die schlafende Stadt. Doch am Kuhdamm an einer Straßenkreuzung sahen wir zwei Mädchen stehen und gingen auf sie zu. Doch blitzschnell verschwanden sie, als sie uns beide kommen sahen. Merkwürdig! dachten wir und gingen zu einer anderen Straßenkreuzung, wo das gleiche geschah und die Mädchen verschwanden, als sie uns kommen sahen. Warum wohl?! Da kam Schwester Martha ein Gedanke: „Ich gehe allein zu den Mädchen an der nächsten Straßenecke und Du versteckst Dich hier, bis ich zurückkomme!“ sagte sie, und machte sich auf den Weg zu der nächsten Straßenecke und ging auf die zwei Mädchen zu, die dort standen und diesmal nicht wegliefen, als sie sich ihnen näherte. „Ich bin Schwester Martha!“ sagte sie freundlich, „ich möchte Ihnen helfen, wenn Sie in Not sind und Hilfe brauchen! Ich habe Sie lieb!“ Das hatten diese Mädchen noch nie gehört, dass sie jemand lieb hatte und ihnen helfen wollte! Bisher waren sie immer die Geächteten und Verachteten, und nun kam jemand der überzeugend ihnen sagte: „ich habe Euch lieb!“ Und ehe es sich Schwester Martha versah, umarmte sie eine der Mädchen und küsste sie mit ihren knallroten Lippen! Diese Reaktion hatte Schwester Martha nun doch nicht erwartet, aber sie sagte ihnen: „Ich komme morgen Abend wieder.“ „Wie heißt ihr denn?!“ „Ich heiße Püppi, und ich heiße Mitzi!“ sagten die beiden sichtlich erfreut, „und auf Wiedersehen bis morgen!“ Mit großer Bewegung kam Schwester Martha zu mir und sagte: „sie haben mich geküsst, bin ich nicht ganz rot von ihren roten Lippen!?“ Doch wir beide freuten uns über diese unerwartete Reaktion der Mädchen!

Am nächsten Abend ging Schwester Martha allein auf den Kuhdamm, und diesmal kamen ihr einige der Mädchen schon entgegen und sagten ihr: „Wir haben auf Dich gewartet, willst Du sehen, wo wir wohnen und wo wir arbeiten?“ Und so gingen sie mit ihr in ihre Unterkünfte und Bordelle und alle, die sie dort antraf, wussten, dass sie Schwester Martha war, die sie lieb hatte und nahmen sie freundlich auf, und sprachen in ihrem Berliner Jargon mit ihr, was sie gleichfalls erwidern konnte. Ich war in dieser Zeit anderweitig beschäftigt, aber wir beteten weiter zusammen und sie erzählte mir von ihren wunderbaren Abenteuern! „Lottchen,“ sagte sie zu mir, „wir brauchen ein Haus für diese Mädchen und Frauen, die aus ihrem Elend herauskommen wollen, aber nicht wissen, wohin!“ „Lass uns dafür beten, bei Gott sind alle Dinge möglich!“, sagte ich ihr. Schwester Martha hatte inzwischen ihren Dienst als Krankenschwester aufgegeben, um sich ganz der Mitternachtsmissionsarbeit zu widmen.

Zu Weihnachten hatte sie eine Feier für die Mädchen vorbereitet, wozu auch der Direktor der Berliner Stadtmission eingeladen war, und auch ich teilnehmen konnte. Keine dieser jungen Frauen hatte eine Familie, mit der sie feiern konnte, und so war der Heilige Abend der traurigste Tag im Jahr für sie. Wie freuten sie sich aber, als Schwester Martha sie zu dieser besonderen Feier einlud, und sie kamen alle! Im festlich und weihnachtlich geschmückten Saal saßen wir alle beieinander, und der Pastor hatte eine ihnen angepasste Weihnachtspredigt vorbereitet, und wir sangen die alt bekannten Weihnachtslieder. Doch als wir das Lied „Stille Nacht“ ankündigten, gingen alle hinaus aus dem Saal. Nur der Pastor, Martha und ich blieben allein und sangen allein das Lied vom holden Knaben im lockigen Haar. Als wir fertig waren mit unserem dreistimmigen Gesang, kamen alle wieder in den Saal, und wir fragten sie später: „Warum seid Ihr denn alle weggelaufen!“ – „Ach“, sagten sie, „Wir müssen immer weinen, wenn wir dies Lied hören, weil es uns so an unsere eigene Kindheit erinnert!“

Eines Tages kam Schwester Martha ganz aufgeregt zu mir und sagte: „Lottchen, stell Dir vor, der HERR hat mir ein Haus geschenkt, für unsere Mädchen!“ „Ein Haus?“ sagte ich ungläubig. „Eine Hütte vielleicht irgendwo in einem verkommenen Viertel?“ „Nein“, sagte sie strahlend, „eine Villa in einem ganz vornehmen Viertel hier in der Nähe! Ein reicher gläubiger Mann hörte von unserer Arbeit und sagte, er würde sein Haus in Eichkamp, das er nicht bewohnt, uns für die Mädchen zur Verfügung stellen!“ „In Eichkamp, wo alle die Reichen wohnen, ein Haus für die Prostituierten?! Das ist doch gar nicht möglich!“ „Doch, bei Gott sind alle Dinge möglich!“ sagte sie triumphierend! Und das Haus in dem vornehmen Villenviertel wurde mit Möbeln ausgestattet und bewohnbar für die Mädchen gemacht, und Schwester Martha nannte es „Haus Morgenstern“! Und hier wurde das Evangelium den verachteten Prostituierten verkündigt, die ihr bisheriges Leben und „Geschäft“ verlassen hatten und ein neues Leben mit Jesus anfangen wollten. Es war ein nicht leichtes Leben hier in dieser so ganz neuen Umgebung, nach Jahren in Finsternis und Unmoral nun im Haus „Morgenstern“!

Doch Schwester Martha brauchte Mitarbeiter für diese neue Art der Arbeit. Die Berliner Stadtmission übernahm das Haus und die neue Arbeit und schickte eine gebildete jüngere Schwester, die nicht die Arbeitsmethoden wie Schwester Martha hatte, die auch nicht den Berliner Jargon sprach, und von daher die Mädchen nicht entsprechend ansprechen konnte. So sah sich Schwester Martha genötigt, die Mitternachtsmissionsarbeit in Berlin ganz der Stadtmission und ihren Mitarbeitern zu übergeben. Sie fing mit ihrer jüngeren Schwester eine neue Arbeit in Frankfurt/Main an, die bald wuchs und blühte. Gott gab ihnen die nötigen Mittel und segnete die Arbeit. Eines Tages kam ein Mädchen zu ihr, mit der sie über Jesus sprach. Doch während dieses Gespräches bekam sie einen Tetanie Anfall, (denn sie litt schon längere Zeit an Tetanien), den sie aber nicht überstand, sondern sie wurde von ihrem HERRN in die Herrlichkeit gerufen!

Die jüngere Schwester führte die von ihrer älteren Schwester angefangene Arbeit fort, und der HERR, dem beide dienten, hat kostbare Menschenleben durch ihren Dienst retten können, die aus der Finsternis in Sein Licht gekommen waren und die Schwester Martha in der Herrlichkeit wiedersehen wird!

Lob und Dank sei Jesus, dem Lamm Gottes, das der Welt Sünde hinweg trägt, auch die Sünden der Prostituierten, die zu IHM gefunden haben! IHM sei alle Ehre in Ewigkeit

Der Name des HERRN ist eine feste Burg

DER NAME DES HERRN IST EINE FESTE BURG; DER GERECHTE LÄUFT DORTHIN UND WIRD BESCHIRMT.

Sprüche 18,10

Es war im Zweiten Weltkrieg in Berlin. Nachts - wieder war Fliegeralarm. Die Bewohner des vierstöckigen alten Hauses, in dem 60 Familien wohnten stürzten, dürrig bekleidet mit den wichtigsten Papieren in den Händen in den Luftschutzkeller, wo jede Familie ihre alten Stühle oder Bänke aufgestellt hatte, um dort die Bombenabwürfe der feindlichen Flieger abzuwarten, immer hoffend, dass sie nicht unser Haus am Stuttgarter Platz 16, aber dicht am Verkehrsknotenpunkt Charlottenburg, treffen würden, und ihre Bomben in einem anderen Stadtteil abladen würden. Familie Teubner saß ruhig auf ihren alten Stühlen und betete. Die 22-jährige Tochter Charlotte, die in Abendkursen sich auf ihr Abitur vorbereitete, studierte in ihren Schulbüchern. „Brandbomben auf dem Dach unseres Hauses!“ meldete der Luftschutzwart. Nach der Entwarnung stürzten sich besonders die Männer und Jugendlichen auf das Dach wo es brannte, und in einer langen Eimerkette wurde das Wasser auf das brennende Dach gegossen, sodass das Feuer nicht weiter um sich greifen konnte. Das war noch mal gut gegangen, dachten die Hausbewohner, als sie sich wieder in ihre Betten begaben. Doch Familie Teubner dankte dem HERRN für Seine Bewahrung! Doch eines Nachts hatten es die Bomber auf Charlottenburg und besonders den Bahnhof abgesehen, mit Sprengbomben diesmal! Wir hörten die Einschläge rings um uns her, bum! – bum! –bum! Und jedes Mal war es, als würde die Erde unter uns hochgehoben werden! Die Leute im Luftschutzkeller schrieten vor Angst, einige beteten. Auch Familie Teubner war nicht wohl dabei, und betete. Würde es uns wohl diesmal treffen und uns lebendig unter den Trümmern des großen Hauses begraben? Auch die Tochter Charlotte, die sonst nie Angst hatte, merkte, dass es diesmal ernst war. Da gab ihr Gott ein Wort aus dem 90. Psalm:

„HERR GOTT, DU bist unsere Zuflucht für und für!“ Und immer wieder, bei jedem Bombeneinschlag ganz in der Nähe wiederholte sie es „HERR GOTT; DU bist unsere, DU bist meine Zuflucht für und für!“ Und damit war sie zu dem sichersten Zufluchtsort gelaufen, den es in der Welt gibt, in die sicheren Arme des ewigen Gottes, der in Jesus Christus ihr Vater geworden war. Nach der Entwarnung sahen wir etwas von den Zerstörungen um uns her, fast jedes zweite Haus war getroffen, doch Nr.16 war verschont geblieben! Wunder der Gnade, GOTT unser sicherer Zufluchtsort! Im Glauben durften wir zu diesem sicheren Zufluchtsort laufen, und wurden beschirmt, danke HERR!

Der Krieg war zu Ende, der Kampf um Berlin, die Hauptstadt, mit dem Selbstmord-Tod des Führers, war beendet. Gefangene deutsche Soldaten schlichen sich müde durch die Straßen mit den vielen zerstörten Häusern. Wir Hausbewohner blieben in den unterirdischen Luftschutzräumen, auch wenn keine Bomben mehr fielen. Das Haus war noch intakt, doch keiner wagte es, sich lange in der Wohnung aufzuhalten, denn jetzt kam die andere Gefahr: Die betrunkenen russischen Soldaten, die, wie wir später hörten, „Plündererlaubnis“ für drei Tage bekommen hatten. Wo oder wie sind wir jetzt sicher? In unsere Wohnung im ersten Stock waren schon einige russische Soldaten eingedrungen und verlangten von meiner Mutter Wodka, Alkohol. In den Läden hatte man in den letzten Tagen alle Flaschen mit Alkohol an alle Haushalte verschenkt, und so wurden auch wir mit zwei Flaschen beglückt, wo sonst kein Tropfen Alkohol in unserem Haushalt zu finden war. So leerte meine Mutter die eine Flasche ganz aus und die andere halb in den Ausguss und gab die halbe Flasche dem Soldaten. Dieser verlangte nun von meinem Vater seine Uhr und bedrohte ihn mit dem Gewehr. Als sie fort waren und es dunkel wurde, sagte meine Mutter mir, dass ich wohl am sichersten unten in unserem Holzkeller und Abstellraum sein würde, und sie schloss mich dort mit einem Vorhängeschloss sicher ein. Da saß ich nun im Dunkeln und hörte, wie die russischen Soldaten in all die verschiedenen Abstellkeller der

anderen Hausbewohner eindringen und nach Schätzen suchten, und alles auf den Gang warfen. Mit ihren Gewehren brachen sie die Holztüren auf und plünderten, was sie finden konnten. „O HERR, lass sie doch nicht unseren Keller finden!“ in dem ich zusammengerollt in einer oben offenen Holzkiste saß, betete ich. Doch sie fanden ihn und da sie das Vorhängeschloss nicht gleich aufbekamen schlugen sie die Tür ein. Es waren wohl vier Russen. die mit ihren Taschenlampen eindringen und den Raum erleuchteten. Was sollte ich jetzt noch beten? Sie hatten mich doch gefunden!! dachte ich. Doch da gab mir Gott einen Gesangbuchvers in den Sinn, den ich in diesen Tagen auswendig gelernt hatte, und der mir zum Gebet wurde:

*„JESUS, der DU JESUS heißt,
als ein JESUS Hilfe leist'
Hilf mit Deiner starken Hand.
Menschenhilfe hat sich gewandt.
Eine Mauer um mich baue,
dass dem Feinde davor graue,
er mit Zittern sie anschau!“*

Es dünkte mich wie eine Ewigkeit, die wenigen Minuten, die die Russen in meinem Raum waren, denn immer wieder wiederholte ich diese Worte:

JESUS, JESUS, JESUS! Und damit war ich zu dem einzig sicheren Zufluchtsort gelaufen, den es in dieser Lage nur gab.

„Der NAME JESU ist eine sichere Burg, der Gerechte läuft dorthin und wird beschirmt!“ Was geschah? Die Russen sahen mich mit ihren Taschenlampen nicht in meiner offenen Holzkiste, drehten sich schnell um und liefen die Treppe zum Hof hinauf und machten sich auch nicht an die Plünderung der anderen Kellerräume. Es schien mir, als hätte sie Angst gepackt, vor wem? „Eine Mauer um mich baue, dass dem Feinde davor graue, er mit Zittern sie anschau!“ hatte ich gebetet, und der HERR hat erhört! Sie sahen mich nicht, durften mich in meinem Zufluchtsort auch nicht angreifen, wie sie es bei unzählig vielen anderen Mädchen und Frauen getan hatten. Der Name Jesus ist eine Realität, in dem wir sicher sind, wenn wir zu ihm hinlaufen im Glauben!

Eine ganz andere Situation: Ich saß im Flugzeug auf dem New Yorker John Kennedy Flughafen. Ein schweres Gewitter lag über der Riesenstadt und die Flugzeuge durften nicht starten bis das Unwetter vorüber war. Wir warteten schon vier Stunden und die Riesenschlange der auf der Flugpiste wartenden Flugzeuge wurde länger und länger. Schließlich wurde der Abflug freigegeben. „Jeder muss angeschnallt auf seinem Platz sitzen bleiben, keine Stewardess rufen oder sonst jemand, denn wir müssen durch die Gewitterzone hindurch fliegen!“ Keinem war wohl zumute bei dieser Ankündigung, auch dem gläubigen Italiener neben mir nicht, der von einer Evangelisation kam und nach Hause flog. Und dann flogen wir, gerüttelt und geschüttelt und mit Blitzen rings um die Maschine, dass einem Angst und bange werden konnte. Wie lange dauerte das wohl? 10 oder 20 Minuten, die uns wieder wie eine Ewigkeit vorkamen. Ich konnte mich auch hier in den sicheren Namen Jesu bergen und bei IHM Zuflucht finden, und dies auch meinem Nachbarn sagen, der aber wohl damit noch keine Bekanntschaft gemacht hatte und nicht reagierte. „Der Name Jesu des HERRN, ist eine feste Burg, der Gerechte läuft dorthin und wird beschirmt!“ Auch Martin Luther wusste darum, als er nach Worms ging und dann das Lied schrieb „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen. ER hilft uns frei aus aller Not, die uns jetzt hat betroffen. Der alt böse Feind, mit Ernst er's jetzt meint,... tut er uns doch nichts, das macht er ist gericht', ein Wörtlein kann ihn fällen!“ Und dies „Wörtlein“ ist der wunderbare Name JESUS, in dem allein Heil und Hilfe ist!

Die Seele von Waghäusel

Flüchtlingslager in Westberlin Heim „ —Henry Dunant“. 1953-1959 !

Fast sechs Jahre war es mir vergönnt, dort unter den Ostdeutschen Flüchtlingen aus der damaligen DDR (Deutsche Demokratische Republik) zu arbeiten. Die Bauern waren dort ihrer Bauernhöfe enteignet worden, und die Lehrer waren gezwungen, ihre Schüler in der kommunistischen Lehre zu unterrichten. Privatbesitz gab es nicht mehr, alles gehörte dem Volk, und die enteigneten Betriebe wurden „Volkseigene Betriebe“ genannt, wo die Arbeiter für niedrigen Lohn arbeiten mussten. Nach jedem Arbeitstag mussten sie alle an der kommunistischen Schulung teilnehmen die, dafür besonders ausgebildete Professoren ihnen gaben. Oft gab es dann bei „Entschließungen“ eine Abstimmung, wo alle die dabei waren ihre Hand heben mussten, und danach wurde gefragt: „Wer ist dagegen?“ Da erhob sich in einem „Volkseigenen Betrieb“ immer eine Hand: „Johannes L. Ist dagegen!“ Als dem Betriebsleiter gesagt wurde, „Du musst diesen Reaktionär rauswerfen oder anzeigen!“ sagte er: „Das kann ich nicht, dieser Mann ist mein bester Arbeiter ohne den der Betrieb nicht läuft!“ So blieb Johannes, der Leiter eines lebendigen Gemeinschaftsjugendkreises, den ich auch des öfteren besuchen durfte, der verantwortliche Arbeiter im Betrieb! Aber er hatte seinen Spitzel, der ihn beobachten musste und der Polizei berichten, was er gesagt hatte im Jugendkreis und was er sonst tat. Als ich einmal mit ihm durch die Strassen seiner Stadt ging, sagte er: „Da drüben geht mein Spitzel!“ und er winkte ihm freundschaftlich zu. Einmal wurde er zur Polizei beordert, die ihm sagte: „Wenn Ihr Spitzel zu uns kommt, wissen wir nicht, ob er die Wahrheit sagt, doch von Ihnen wissen wir, dass Sie immer die Wahrheit sagen!“ Welch ein Zeugnis in dieser gefahrvollen Situation!

Viele Familien, die all ihr Eigentum verloren hatten, und ihre Kinder der kommunistischen Gottlosen Schulung nicht länger aussetzen wollten, verließen Heimat, Haus und Hof, was ihnen ja sowieso nicht mehr gehörte, und flohen bei Nacht und Nebel nach Westberlin. Es war damals noch möglich mit der Stadtbahn in den West-Sektor von Berlin zu kommen und die Polizeisperren zu umgehen. So kamen jeden Tag hunderte manchmal auch tausende von Flüchtlingen nach Westberlin wo viele Tausende von Ostflüchtlingen in Lagern untergebracht waren. Eins diese Lager war „Heim Dunant“, wo ich versuchte mit Flüchtlingen, die oft nur kurze Zeit dort waren, bevor sie nach Westdeutschland ausgeflogen wurden, in Kontakt zu kommen. Sonntagvormittag hatten wir Lager-Gottesdienst, und an manchen Nachmittagen Kinder- und Jugendstunden, wo wir oft die Jugendlichen in unser eigenes Flüchtlings-Missions-Heim mit dem Auto eines amerikanischen Missionars mitnahmen .

Unter den Flüchtlingen, die treu am Sonntagsgottesdienst teilnahmen, sprach mich eine Familie an, die ich als wiedergeborene Christen erkannte, und mit denen ich gute Gemeinschaft hatte. Auch als sie nach Westdeutschland ausgeflogen worden waren, blieb ich in schriftlichem Kontakt mit ihnen und sie luden mich ein, sie an ihrem neuen Wohnort zu besuchen. Bei einem Besuch in Westdeutschland, konnte ich sie an ihrem Ort, der Waghäusel hieß, besuchen. Sie erzählten mir begeistert von einer gläubigen Frau, die die Schwester des steinreichen Zuckerfabrikbesitzers sei, dem Waghäusel gehörte. Sie besuche alle Neuangekommenen und besonders die Kranken und Elenden und Traurigen und helfe, wo immer sie konnte. Deshalb nannte man sie „**die Seele von Waghäusel**“ Sie stellten mich bei ihr vor und sie führte mich in ihre einfache Behausung, die aus einem Zimmer bestand, das mit einer Decke in Wohn – und Schlafzimmer getrennt war, und erzählte mir ein wenig aus ihrem Leben. Sie wohne mit ihrem reichen Bruder in einem Haus und bestelle für ihn den Haushalt, da er nicht verheiratet sei. Sie sagte, dass ihr Bruder leider nicht gläubig sei, und dass bei ihm alles, was er tut oder unternimmt, sich in Geld verwandle, sodass er ein steinreicher Mann sei, der unermüdlich arbeite, aber keine Zeit für Gott

habe. Er gebe ihr, wenn sie ihn darum bittet, genügend Geld für ihre Liebesdienste an den Leuten von Waghäusel, die es ja gut bei ihm als seine Angestellten hatten. Auch für mich erbat sie von ihm eine kleine Summe für die Missionsarbeit in Panama, die sie mir mitgab. Ich blieb mit ihr schriftlich in Kontakt und freute mich über ihre inhaltsreichen Briefe, die mich erreichten. Sie erzählte mir darin einmal, dass sie mit einem gläubigen Mann verlobt gewesen sei, doch als sie darüber betete, wurde es ihr klar, dass sie die Verlobung auflösen sollte, um ihrem alleinstehenden Bruder den Haushalt zu führen. Ich spürte es ihren Zeilen ab, wie sie immer noch an dieser für sie so schweren Entscheidung litt! Doch war ihr Ziel, dass ihr Bruder zu Jesus finden sollte, und so blieb sie bei ihm als „Dienstmagd“!

Ihr Bruder und auch sie hatten inzwischen das 80. Lebensjahr überschritten, und immer noch ging er auf dem selbst erwählten „Geldliebe-Wege“ weiter, und sie diente weiter. Da schrieb sie mir eines Tages, ihr Bruder hätte zu große Schecks an einige seiner Freundinnen ausgeschrieben, und dann musste er feststellen, dass alle seine Konten leer waren!! Er hatte vergessen, wieviel er noch hatte und nun war er arm geworden! Das war der Anfang, dass er Gott zu suchen anfang und seine Schwester half ihm dabei, sich vor Gott zu demütigen und Jesus als seinen Reichtum anzunehmen! „Nun ist er gläubig geworden und glücklich, ein reiches Gotteskind zu sein!“ schrieb sie mir. Sein Leben dauerte nur noch sechs Monate, bis Gott ihn heimrief! Danach schrieb sie mir: „Nun ist meine Lebensaufgabe beendet!“ Kurz darauf rief Gott sie heim! Eine Heldin des Opfern und Glaubens, wodurch sie nicht nur ihrem Bruder sondern vielen anderen zum Segen werden durfte „Nichts für mich, **alles** für Jesus, der Sein **Alles** für mich gab!“

„Gutes tun und mit anderen zu teilen, vergesst nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl!“ – „Ihr Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach!“

Geschehen in den Jahren 1957-71 und berichtet im Jahre 2003 von Charlotte Teubner in Boquete, Chiriqui, Republ. Panama.



5 ERLEBNISSE AUS PANAMA

Einleitung

"Lobe den HERRN, meine Seele, und vergiß nicht, was ER dir Gutes getan hat."

„Barmherzig und gnädig ist der HERR, geduldig und von großer Güte. Die Gnade aber des HERRN währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über denen, die IHN fürchten.“ Psalm 103, 2, 8 und 17

Missionsdienst in PANAMA seit 1962

Tapfer kämpfte sich der kleine deutsche 3900 Tonnen Bananenfrachter durch die wütenden Wellen der Biscaya (nördlich von Spanien). Wohl alle der acht mitfahrenden Passagiere waren mehr oder weniger seekrank, bis auf eine 41-jährige Berlinerin, die scheinbar Freude an dem Geschaukel des Schiffes und dem Anblick des aufgewühlten Meeres hatte. Doch nach vier Tagen des Sturmes wurde es in der Weite des Atlantiks ruhiger und mehr als 12 Tage sah man nichts mehr als Himmel und Meer. Dazu kam die Ungewissheit: wird die Kubakrise, die Ende Oktober 1962 begann, einen dritten Weltkrieg entfachen? Kriegsschiffe vor der Küste von USA und Hubschrauber über dem Frachter, der nach Bestimmung, Fracht und Passagieren befragt wurde.

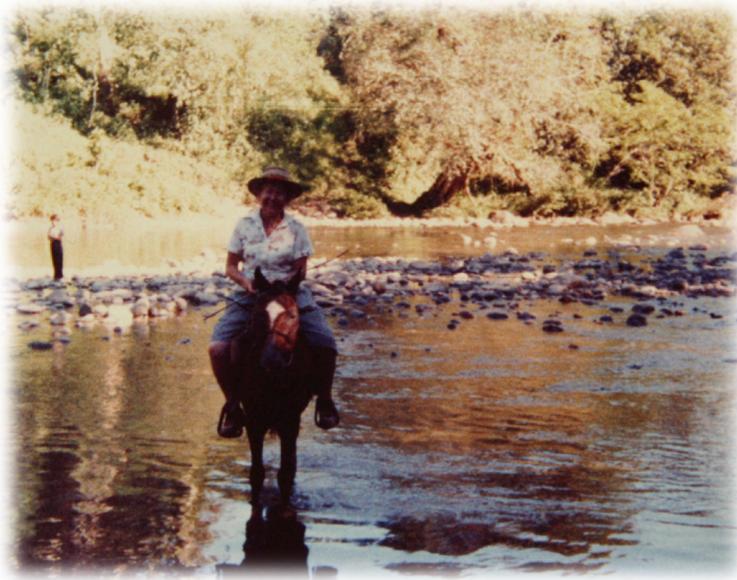
Am frühen Morgen des 16. November 1962 landete die "PERSEUS" am Eingang zum Panama Kanal im Hafen von Cristobal, wo alle acht Passagiere aussteigen mussten. Damit endete die 17-tägige Seereise der Berlinerin. Doch wohin nun?! Ihre 16 Gepäckstücke wurden mit dem Kran an Land befördert und hilflos stand sie daneben. Niemand war da, der sie im fremden Land empfing oder abholte oder ihr sagen konnte, wohin! Obwohl sie der englischen und spanischen Sprache mächtig war, half ihr das hier wenig. Schließlich nahm sie der mitleidige Agent der Schifffahrtlinie mit in sein Büro, wo sie nun wartete, eine, zwei, drei Stunden, auf wen?!



Schließlich öffnete sich die Tür zum Büro und ein würdiger weißhaariger Herr kam herein, der mich auf der Bank sitzen sah und mich auf Englisch fragte: Sind Sie Miss Teubner? Yes! sagte ich schnell und sein Gesicht erschien mir wie das Gesicht eines Engels! Damit war nun die Frage nach dem Wohin gelöst, denn alles, was ich jetzt zu tun hatte, war mit ihm in seinem Auto nach dem kleinen unbestimmten Ort Chepo, wo das Hauptquartier der New Tribes Mission war, mitzufahren. Zu meinem Erstaunen hatten neben ihm, seiner Frau und mir noch alle 16 Gepäckstücke Platz, die ohne Zollgebühren ihm ohne Umstände ausgehändigt wurden und noch unberührt auf dem Hafenplatz, wo sie abgeladen worden waren, standen. Eine stundenlange Fahrt durch die Kanalzone und Panama City

folgte, bis wir endlich gegen Abend in Chepo ankamen, wo mich einige meiner zukünftigen Mitmissionare freudig empfingen.

Einige Tage später begann dort die jährlich stattfindende Panama Feldkonferenz, wo ich alle etwa 18 Missionare kennen lernen konnte. Von den verschiedenen meist negativen Feldberichten beeindruckte mich nur der Bericht von meiner zukünftigen Mitmissionarin Eleanor Larson, die freudig von Gottes Wirken unter den Guaymi Indianern berichtete. Am 11. Dezember war es soweit, dass ich mit Eleanor von Panama City bis David mit einem kleinen Flugzeug und dann mit einem alten klapprigen Bus etwa fünf Stunden bis zu dem kleinen Ort Tolé fahren konnte. Eine Nacht auf dem kalten Feldbett folgte und am Morgen ein unvergesslicher, fast 9-stündiger Ritt auf einem weißen Ross! Als eine an S-Bahn und Straßenbahn gewöhnte Berliner, war diese Art des Transportes etwas ungewöhnlich und das Pferd merkte dies sehr schnell und ging so langsam wie nur möglich, was meine an schnelle Ritte gewohnte Eleanor nicht gerade erfreute und ihre Geduld aufs Äußerste strapazierte! Steile Bergpfade bergauf und bergab galt es zu überwinden, einen reißenden Bergfluss zu durchqueren und durch sumpfige Strecken musste das Pferd waten und alles unter der heißen ungewohnten Tropensonne! Als wir schließlich an dem lieblichen Ort Chichica, wie mir schien „Niemandland“ ankamen, mussten erst die Pferde mit Zuckerrohr versorgt werden und mir wurde das „Bad“ gezeigt, ein Wasserloch, wo unter den Wurzeln eines großen Baumes das Wasser heraustropfte und wo ich mich nach dem anstrengenden Ritt „baden“ konnte. Ein kleines Feldbett in dem schmalen Zimmer des mit Wellblech bedeckten Holzhauses war nun mein Domizil, wo ich aber bald die Strapazen des ersten Rittes vergessen konnte!



Ich genoss den Anblick der herrlichen Bergwelt um mich her, wenngleich mich manchmal das Gefühl einer großen Einsamkeit und Verzagtheit überwältigen wollte, doch immer wieder tröstete mich Gott mit Seinem untrüglichen Wort: „Siehe, ICH BIN BEI EUCH alle Tage, bis an der Welt Ende!“ und auch dort in Chichica! Doch über Einsamkeit konnte ich wirklich nicht klagen, denn täglich kamen immer neue Indianer, um die „neue Gringa“, wie man hier die Ausländer nennt, zu sehen und um Medizin für alle möglichen und unmöglichen Krankheiten zu erbitten. So war meine Hauptaufgabe für die ersten drei Jahre die medizinische Betreuung der

kranken Indianer. Und nebenbei das Erlernen und die Analyse der zum Teil noch unerforschten Guaymi-Sprache mit Hilfe von auf Tonband aufgenommenen Guaymi-Geschichten.

Ich war nicht die erste, die zu den Guayrnis gekommen war, Eleanor und zwei andere Missionarinnen waren schon vor mir in dies noch bisher unerreichte Territorium Satans eingedrungen. Doch merkte ich den geistlichen Kampf mit den Mächten der Finsternis, die mich körperlich und seelisch „fertigmachen“ wollten. Eine schwere Augenkrankheit und später eine unerklärliche Erschöpfung wollten mir die Weiterarbeit unmöglich machen, ABER GOTT, der die Geringen tröstet, tröstete mich und richtete mich auf wunderbare Weise immer neu auf!

Eine wunderbare Geschichte von vielen Jahren der Gnade und Geduld Gottes begann nun für mich. Zunächst fast acht Jahre auf der Bergstation Chichica im Guaymi-Gebirge mitten unter Indianern, Eleanor und ich, später noch zwei Holländerinnen für einige Zeit, als einzige Nicht-Indianerinnen (außer den dort ansässigen spanisch sprachigen Latinos)! Auch die einzige medizinische Hilfe für die Kranken und die von Zahnweh geplagten Indianer! Aber auch der einzige Ort, wo Gottes Wort, das Wort von Gottes Liebe und dem Sündentilger Jesus verkündigt wurde. Bisher suchten die Guaymi immer Hilfe bei ihren Zauberdoktoren für alle ihre Probleme, wir aber konnten ihnen von dem mächtigsten aller „Zauberer,“ der Macht hat, alle Probleme zu lösen und alle Hilfe zu geben, JESUS, dem Sohne Gottes sagen. „Das ist ein Gutes Wort, was Ihr habt,“ hörten wir sie dann oft sagen. „Unsere Zauberer aber haben ein böses Wort!“

Und so entstanden bald Gruppen von Gläubigen, durch Jesu Macht befreite Menschen, die das „Gute Wort“ anderen weitersagten. Das Wort Gottes „lief“ förmlich über die Berge!

1971 hieß es dann ins Tal hinabsteigen und in dem Latinostädtchen Tolé den Indianern weiter zu dienen, für mich meistens in der Spracharbeit und der Übersetzung des Neuen Testaments. Aber auch in der Übersetzung von spanischen Evangeliumsliedern, von deren Texten die Indianer aber wenig verstanden hatten, die nun in ihrer Sprache jedoch eine ganz neue Bedeutung für sie gewannen. 17 Jahre in Tolé mit vielem Auf und Ab der Erfahrungen, Kämpfen und Siegen, aber auch manchen Niederlagen, sind eine lange Zeit, aber alle Tage, auch diese, sind „in Sein Buch geschrieben“. Viele Beterinnen begleiteten mich auf diesen wechselvollen, gefahrvollen Wegen, die oft durch ihre Gebete den Kurs der Ereignisse gewendet haben und ohne die ich sicher schon längst vom Missionsfeld vertrieben worden wäre, oder als „Trophäe des Teufels“ auf einem falschen Geleise gelandet wäre.

Nach dem Heimatjahr 1988/89 wurde ich an einen ganz anderen Ort versetzt, in das Bergstädtchen Boquete, wo auf den dortigen Kaffee-Farmen viele Guaymi-Indianer tätig waren, deren ich mich irgendwie helfend annehmen sollte. Gott öffnete Türen für Kinder- und Frauenarbeit, für Radiosendungen in der Guaymi-Sprache, für Frauenkonferenzen und Seminare und ER gab mir ein eigenes Haus und dazu ein Gästehaus, wo manche müde Pilger Ruhe finden konnten! Wunder der Gnade Gottes! Auch die drei Indianermädchen Abelina, Sara und Meli, die bei mir wohnen und treue Mitarbeiterinnen in der Kinderarbeit auf verschiedenen Farmen wurden und es noch sind und immer mehr in den Verkündigungsdienst hineinwachsen, sind ein Wunder der Gnade Gottes!



Wenn auch vieles sehr unvollkommen und bruchstückhaft ist, so füllt der HERR unseren Mangel aus und macht uns zu Mitarbeitern beim Bau Seines Reiches, das ER vollkommen macht! Gott baut oft Sein Reich mit „Scherben“, mit zerbrochenen Menschen, die nichts in sich selbst sind, schwach in sich selbst, „damit die Kraft Christi bei mir wohne“, wie der große Heidenapostel Paulus es von sich selbst sagt.

So gebührt IHM, unserem wunderbaren HERRN, der uns in Seinen Dienst genommen hat, allein die Ehre, Lobpreis und Anbetung! Und allen Mitarbeitern in der Heimat wird der gleiche Lohn in der Herrlichkeit zuteil werden!

“Welch ein HERR, Welch ein HERR! IHM zu dienen, Welch ein Stand!”

Und wir stehen wartend vor IHM, dass ER kommt und die Seinen heimholt, ER, der gesagt hat: „Siehe, ICH komme bald und Mein Lohn mit mir, zu geben einem jeglichen, wie seine Werke sein werden!“ Ja, komme bald, HERR JESUS!

6 ERLEBNISBERICHTE

Wegbericht, Dezember 1970

*„ICH will alle Meine Berge zum Wege machen und Meine Pfade sollen gebahnt sein!“
Jesaja 49, 11*

Wie sehr unser Leben einem Wege gleicht mit oft scheinbar unüberwindlichen Hindernissen, wurde mir bei unserem letzten Ritt von der Stadt Tolé zu unserer Missionsstation Chichica gezeigt.

Wir drei Missionarinnen, Eleanor, Niesje und ich hatten es nicht für nötig gehalten, diesmal um gutes Wetter und trockene Pfade zu beten, denn Ende Dezember regnet es ja fast nicht mehr und die Pfade sind dann eben trocken. Wozu dann noch beten?! Doch in diesem Jahr war es eben nicht so! Nachdem es im November schon so aussah, als ob die Trockenzeit begonnen hatte, prasselten im Dezember immer wieder die schweren tropischen Regenschauer hernieder. Was das für unsere Bergpfade bedeutet, machten wir uns nicht recht klar, denn recht unbeschwert machten wir uns am Morgen des 23. Dezember 1970 mit unseren vier Pferden auf den Weg. Unser Führer, der Indianerbruder Pollito bemerkte nur ganz lakonisch: „Die Wege sind noch genauso!“ was keinen Anlass zu Befürchtungen gab, denn sie waren fast ausgetrocknet, als wir vor vier Wochen von Chichica fort ritten. Ja, der tiefe „Schlammsee“, ca. 20 Minuten von Tolé entfernt, war noch da, wo die Pferde bis ziemlich am Bauche im Schlamm standen, doch wir kamen alle gut da hindurch. Die vielen Wasserlöcher am ersten Berghang konnten wir auch noch ganz gut überwinden und wir ritten mutig weiter. Da kommt ein junger Mann aus Chichica, ein ausgezeichnete Reiter uns entgegen. Sein kleines Pferd ist über und über mit Schlamm bedeckt und auf unsere Frage sagte er mit besonderem Nachdruck: „Die Wege sind furchtbar schlecht! Viel, viel Schlamm!“ und schnell reitet er weiter. Es wird nicht so schlimm sein, denke ich und wir haben größere und stärkere Pferde als er! Es geht auch ganz gut, bis Eleanor, die auf dem zahmen weißen Pferde „Mancito“ reitet, plötzlich stoppt und nach kurzem Überlegen es vorzieht, abzustiegen. Nies und ich folgten ihrem Beispiel. Wo ist nur der Weg geblieben?! Zwischen den beiden Stacheldraht-Zäunen, durch die die „Hauptstrasse“ hindurchführt, sieht man nichts als rotbraune tiefe Schlammfüßen! Nur dicht an den Zäunen, die viel höher als der ausgetretene Weg sind, ist noch etwas fester Boden, auf dem wir uns nun vorsichtig Schritt für Schritt vortasten! Auf Eleanors Seite geht es nicht mehr weiter und sie versucht auf unsere Seite hinüberzuwechseln. „Zieh mich doch hoch, Charlotte!“ ruft sie. „Die Böschung ist zu steil und hoch und ich komme nicht alleine da hinauf!“ Ich versuche, mir einen festen Halt zu verschaffen, merke aber, dass das kleine Stückchen Erde, auf dem ich stehe, nachzugeben beginnt, sodass ich in Gefahr bin, in den Schlamm hinunterzurutschen! „Hilf mir, Eleanor, rufe ich ihr zu, ich



falle!“ So gut sie kann, hilft sie mir von unten, dass ich wieder einen festen Halt bekomme und schließlich kann ich sie zu mir hinaufziehen. Wie sehr brauchen wir doch einander, wenn wir in Gefahr sind, im Schlamm der Sünde zu versinken!

Doch der „feste Boden“ ist gefährlich schlüpfrig und bald rutscht Eleanor aus und sitzt im Schlamm am Boden! Wie gut, dass wir nicht im Schlamm sitzen bleiben müssen, sondern uns erheben können und weiter wandern! „Ein Gerechter fällt sieben Mal und steht wieder auf, aber die Gottlosen versinken im Unglück!“ heißt es in den Sprüchen (24, 16). So steht sie wieder auf und, obwohl schmutzüberkrustet (sie versucht einiges davon auf einem kleinen Grasfleck loszuwerden) wandert sie weiter. Nies sagt: „Ich brauche einen Stock, um mehr Halt zu haben, doch meine Schuhe sind ziemlich rutschfest!“ ..., Ob es der fehlende Stock war, oder die doch nicht ganz rutschfesten Schuhe, auch sie rutscht aus und sitzt im Schlamm am Boden, erhebt sich aber und wandert weiter! Ich balanciere immer noch auf den rutschigen Bergpfaden, die wie ein Waschbrett aussehen, und gebe es schließlich auf, auf den erhöhten Stellen des Waschbrettweges zu balancieren und stapfe einfach durch die Schlammlöcher. Ich finde am Wegesrande einen Stock, nein einen kleinen Baumstamm, mit dem ich nun sicherer durch die rutschigen Wege wandern kann! Ich finde damit auch einen Nebenpfad, auf dem ich nun etwas sicherer weiter wandern kann und komme mir dabei vor, wie der Rübezahl im Riesengebirge! Das hohe Gras versperrt mir alle Aussicht und nur notdürftig bahne ich mir mit dem Zaunspfahl einen Weg. Wie froh bin ich aber, als ich endlich den Ausgang zur Hauptstrasse wieder finde, wo ich nun weiter versuche, auf den kleinen Rändern der Schlammlöcher herumzubalancieren. Hin und wieder gibt es einige trockenere Stellen. Doch dann stehe ich bald wieder vor einem scheinbaren Unmöglich. Hier komme ich nicht durch, denke ich und doch kann ich nicht zurück und kann auch nicht stehen bleiben und auf Hilfe warten, sondern muss weiter und hindurch! Ich staune immer wieder, wie ich hindurch gekommen bin und weiß aber auch, dass es in unserem Leben keine Wegstrecke gibt, die zu schwierig wäre, wo wir nicht hindurch kommen könnten! Denn Jesus hat uns verheißen in Seinem Wort: „Es hat Euch bisher noch keine als menschliche Versuchung betreten, aber Gott ist getreu, der zugleich mit der Versuchung den Ausgang schafft, dass ihr's könnt ertragen!“ (1. Kor.10, 13). Wie wunderbar, dass es in unserem Leben keinen Grund zum Verzagen oder Verzweifeln gibt, auch nicht auf der schwierigsten Strecke unseres Lebens! Es geht immer noch langsam vorwärts, doch schließlich komme ich am Flussufer an. Nies und Eleanor sind schon auf ihren Pferden und machen sich an die Überquerung des etwa 90 m breiten Cuvibora Flusses. Wir sind froh und dankbar, dass wir alle drei ohne Schaden hier unten ankamen!

„Der Fluss ist ganz trocken!“ sagen die Indianer, doch geht das Wasser unseren Pferden meist bis an den Bauch. Die Strömung ist noch recht stark und ich muss aufpassen, dass mein Pferd nicht zu nahe an die Stromschnellen herankommt und von der Strömung mitgerissen wird. Das schnell fließende Wasser macht mich ganz schwindelig, wenn ich länger nach unten schaue, so hebe ich meine Augen auf zu den blauen Hügeln vor uns und überlasse es meinem Pferde, den rechten Pfad durch den Fluss zu finden. Ich denke an die Verheißung Gottes: „So du durchs Wasser gehst, will ICH bei dir sein, dass dich die Ströme nicht ersäufen sollen!“ (Jesaja 43, 2). Wie wunderbar, dass unser großer Gott bei seinen kleinen verzagten Kindern ist, auch wenn es durchs Wasser geht, sei es nun ein Bergfluss, oder seien es die Wasser der Trübsal! ER ist da und steht uns bei!

Auf der anderen Seite des Flusses sind die noch steileren Bergpfade doch noch trockener und frohgemut reiten wir weiter. Die kurzen Schlammstrecken, die uns hier und da begegnen, stören uns jetzt wenig, denn sie sind ja nichts im Vergleich zu dem, was hinter uns liegt. Wie verlieren doch kleinere Nöte ihre Schrecken, wenn man durch größere und tiefere Nöte vorher schon gegangen ist und dabei die Durchhilfe Gottes erlebt hat!

Wir sind jetzt erst knapp drei Stunden unterwegs und noch liegen etwa fünf Stunden Weges vor uns! Es geht jetzt bergauf, immer bergauf, fast eine Stunde lang. Nur hin und wieder müssen wir absteigen und unsere Pferde allein die ganz schwierigen steilen Strecken hinaufklettern lassen. Hin und wieder ergreifen wir die Schwänze unserer Pferde, um uns von ihnen hinaufziehen zu lassen! Wie froh sind wir jedoch, als wir auf der Höhe des Berges angelangt sind! Hier scheint es, als ob wir dem Himmel, der tiefblau über uns ausgespannt ist, viel näher sind. Mengen von Sträuchern mit gelben und purpurnen Blüten umgeben uns hier und der Jubelgesang der Vögel dringt an unser Ohr! Wir freuen uns an all der Schönheit, die uns hier umgibt und uns zur Anbetung des großen wunderbaren Schöpfers treibt. Der grausige „Berg des Schweigens“, wie ihn die Leute nennen, liegt nun weit hinter uns und auch der rauschende Fluss sieht von der Höhe klein und unbedeutend aus. Von oben sehen die Dinge, die von unten gesehen uns so viel Schrecken und Not bereiten, so ganz anders aus, klein und unbedeutend! Möchten wir doch immer alles in unserem Leben „von oben her“ sehen, wie würde dann vieles den Schrecken verlieren! Wie gern würden wir hier oben verweilen und nicht wieder in ein schlammiges Tal hinuntersteigen! Geht das uns nicht auch oft so nach besonderen Höhenerlebnissen! Und doch führt der Höhenweg bald wieder hinunter in ein Tal! Hier, wo die Sonne nicht hinkommt, sind wieder die schrecklichen Schlammlöcher! Ja, wo Jesus, das Licht der Welt nicht hinein scheinen kann, da versinken die Menschen im Schlamm der Sünde! Doch finden wir hier unten in dem kleinen Tal ein Bächlein, an dem sowohl die Pferde, als auch wir unseren Durst löschen können. Ist dies nicht auch ein Bild für die Liebe Jesu, die sich immer in die tiefsten Stellen unserer menschlichen Not hinein ergießt, um unseren Durst nach Liebe und Leben zu stillen?!

Doch die Pferde sind jetzt verhältnismäßig leicht zum Reiten und zum Gehen zu bewegen und wir reiten frohgemut weiter.

Aber da steht am Horizont groß und drohend eine Berggruppe vor uns, die wir noch überwinden müssen, der „Baumwollberg“! Doch liegt er noch in respektvoller Entfernung vor uns, aber mit jedem Schritt kommen wir diesem Riesen näher, und je näher wir ihm kommen, umso unüberwindlicher erscheint er uns. -Die Pferde sind genauso müde wie wir und nach wenigen Schritten stehen sie bei dem steilen Aufstieg still. Es ist furchtbar mühsam, sie immer wieder neu anzutreiben und in Bewegung zu bringen. Lange können wir unseren müden Pferden nicht unsere „gewichtigen Persönlichkeiten“ auf ihrem Rücken zumuten. Und so steigen wir ab. Es ist uns schon eine Hilfe, wenn wir uns am Schwanz der Pferde festhalten können und uns von ihnen den Berg hinaufziehen lassen. Wir müssen allerdings sehen, dass wir mit den Pferdebeinen Schritt halten, was nicht immer einfach ist.

Doch immer ist noch gerade soviel Kraft vorhanden, wie wir sie gerade für den nächsten Schritt brauchen und für den nächsten Schritt ist dann wieder die Kraft da, die wir gerade brauchen, wenngleich wir auch bei jedem Schritt meinen, jetzt sind wir am Ende unserer Kraft angelangt! Doch auch der längste und schwierigste Berg hat mal ein Ende, und erschöpft, aber doch so froh und dankbar liegen wir eine Weile still auf der Höhe und sehen, dass die Bergwelt wieder zu unseren Füßen liegt! Wunderbar ist die Schau von oben! Bald jedoch erkennen wir, dass auch dies kein endgültiger Ruheort ist. Dunkle Regenwolken steigen auf und auf einigen fernerer Bergen sehen wir Regenschauer hernieder gehen! Doch, wo sind denn nur unsere Pferde geblieben?! Während wir uns erschöpft auf der Höhe ausruhen, haben sie sich still und leise davon gemacht, denn sie merkten, dass es doch leichter für sie ist, ohne unsere „gewichtigen Persönlichkeiten“ auf ihrem Rücken zu wandern. Nur Alazano, unser schon sehr altes Packpferd, muss unentwegt seine Lasten schleppen! Doch er bleibt unter seiner Last und geht geduldig seinen Weg und versucht immer als erster auf diesen Wegen zu gehen, die er so viele Hundert Male schon gegangen ist unter seinen schweren Lasten!

Endlich holen wir unsere Pferde ein, die ein Stück saftiger Weide zum Grasens gefunden haben! Die letzte Stunde unseres langen Weges liegt nun noch vor uns, aber wir reiten jetzt über eine weite Ebene, vorbei an friedlich grasenden Kuhherden. In der Ferne grollt der Donner, Regenwolken ballen sich zusammen, doch immer noch scheint die Sonne und ich suche den Regenbogen. Da sehe ich ihn, doch so ganz anders als sonst, als ein merkwürdig buntes Licht, das sich über die Hügel und Wiesen ergießt! Alles ist in dieses wunderbare Licht getaucht! Der Regenbogen ist auf die Erde gekommen!! Ich denke an die Herrlichkeit Gottes, die in der Menschwerdung Jesu in unsere sündige Welt hinab kam, sodass wir auch in Seinem wunderbaren Licht wandeln können, hier noch in begrenztem Maße, aber einst in der himmlischen Herrlichkeit in Vollkommenheit! Und ich denke daran, dass die Leiden der Jetztzeit, die Schwierigkeiten unserer oft so schlammigen Wege, nicht zu vergleichen sind mit der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden! (Röm. 8, 18)

Von ferne winkt unser Heim, unser kleines weißes Häuschen und beim Anblick des Zieles ist es nicht schwer, die Strapazen der letzten Strecke zu überwinden! Daheim!! Wie wird es jedoch erst sein, wenn wir am Ende unseres Weges daheim sein dürfen bei dem HERRN allezeit!!

Ja, wir sind immer noch auf dem Wege zur Herrlichkeit, wie wird es erst sein, wenn wir am Ziele angelangt sind!!! HERR, bringe uns durch Deine Gnade ans himmlische Ziel!

Beziehungen

„Beziehungen muss man haben, wenn man vorankommen will!“ sagt man in der Welt, und ohne Beziehungen im Beruf oder Geschäftsleben kommt man nicht weiter! Das gilt aber besonders für die lateinamerikanischen Länder, in denen ich in den letzten über 45 Jahren lebte. Ich habe wohl kaum davon Gebrauch gemacht, denn meine einzigen „Beziehungen“ waren die zu meinem himmlischen Vater und zu den Leitern und Mitarbeitern des Missionswerkes, von dem ich ausgesandt worden war.

Doch einmal brauchte ich eine „Beziehung“ zu einem der leitenden Männer im Gesundheitsministerium von Panama. Ich hatte vom Tropeninstitut in Tübingen für unsere Indianerkliniken zwei Kisten mit Medikamenten bekommen und die dazugehörigen Papiere waren ordnungsgemäß dem Zollamt und den zuständigen Behörden eingereicht worden von unserer Missionsleitung. Bisher war alles immer glatt gegangen, doch diesmal wurde dem Leiter unserer Mission mitgeteilt, dass die Medikamente nicht ausgeliefert werden könnten, er solle nochmals wiederkommen. Das tat er des öfteren und jedes Mal tröstete man ihn mit „freundlichen Worten“ aufs nächste Mal, wahrscheinlich mit dem Hintergedanken, den zuständigen Leuten einige Geldscheine in die Hand zu drücken! Doch da er das nicht tat, blieben die Kisten mit den so sehr benötigten Medikamenten bei dem zuständigen Apotheker in Panama City ein ganzes Jahr liegen! Wir beteten darüber zu der höchsten Stelle aller Beziehungen, zu unserem himmlischen Vater. Da sagte mir einer der reichen Ladenbesitzer in Tolé, als er davon hörte, dass er gute Beziehungen zu dem stellvertretenden Gesundheitsminister habe und er würde ihm einen Brief schreiben, den ich ihm bringen sollte. So machte ich mich einige Tage später hoffnungsvoll auf den weiten Weg nach Panama City, das etwa 500 km von Tolé entfernt ist. Zu meinem Erstaunen bekam ich auch eine Audienz bei dem Vizeminister des Gesundheitsministeriums. Etwas unsicher brachte ich ihm mein Anliegen vor und übergab ihm den in schlechtem Spanisch und mit vielen Fehlern geschriebenen Brief seines Freundes in Tolé. Doch das alles schien ihn gar nicht zu beeindrucken, auch nicht die gesundheitlichen Nöte der Indianer, die so dringend die Medikamente brauchten, und so zog ich etwas enttäuscht meine Fotomappe heraus mit Bildern von den Guaymi - Indianern in den Bergen von Westpanama. Und ich erwähnte so ganz beiläufig, dass ich auch an der Analyse der Guaymi - Sprache als Linguistin arbeitete.

Da sprang er ganz erregt von seinem Sessel auf und rief: "Was, Sie sind Linguistin? Ich bin auch eine Zeitlang Lehrer in der dortigen Gegend gewesen und die Sprache der Indianer interessiert mich sehr! Ich möchte ein Guaymi - Lexikon haben, wenn Sie soweit damit sind!" Und dann hängte er sich an das Telefon und rief den Apotheker des Gesundheitsamtes an, der meine Medikamente hütete, dass er sofort die beiden Kisten von Deutschland herausgeben solle und sie der deutschen jungen Frau, die gerade bei ihm sei, übergeben! Ich war so überrascht über diesen plötzlichen Umschwung in unserer Unterhaltung, die eigentlich gar nichts mit dem Gesundheitsministerium zu tun hatte, und zog fast wie betäubt mit einem kleinen Schrieb des Vizeministers ab, um mit dem Taxi zu dem zuständigen Apotheker zu gelangen. Der sagte mir mit verschmitztem Lachen: „Gerade war der Doktor von Tolé hier bei mir und ich fragte ihn, ob er verfallene Medikamente haben wolle, die von Deutschland für die Leute in Tolé geschickt worden seien. Doch dankend hatte der italienische Doktor es abgelehnt, und nun können Sie die Medikamente mitnehmen, denn sie sind noch unberührt und gar nicht verfallen!!“ Was sollte ich dazu sagen?! Ich dankte ihm und sagte, dass ich am nächsten Tag mit einem Auto der Mission kommen würde, um die beiden Kisten abzuholen, und bald danach gelangten diese an ihren rechtmäßigen Bestimmungsort zu den Guaymi - Indianern, an deren Sprache und der Übersetzung des Neuen Testaments ich auch tätig war.

Ja, es ist gut, zu der höchsten Autorität in dieser Welt die rechten Beziehungen zu haben, zu dem Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, der alles in Seinen Händen hält und keine Bestechungsgelder braucht, wie sie hier auf der Erde oft üblich sind!

Etwas anders war die Notwendigkeit der Beziehungen bei der Beschaffung meines Dauervisums für Panama. Etwa 35 Jahre lang musste ich jedes Jahr neu über den Rechtsanwalt unserer Mission einen Antrag stellen, um für ein weiteres Jahr in Panama bleiben zu dürfen. Später wurden uns nur noch drei Monate genehmigt, die bei der Einwanderer-Stelle immer neu beantragt werden mussten. Als ich 1989 vom Heimataufenthalt zurückkam, konnte ich die benötigten Papiere für ein Dauervisum mitbringen. Der Mitmissionar, der solche Behördengänge für uns machte, sagte mir fast ärgerlich: "Das mache ich nicht wieder, denn ich habe es gerade für ein älteres Ehepaar getan, und sie mussten wohl die hohen



Gebühren bezahlen, bekamen aber kein Visum! Versuchen Sie es selbst in Ihrer Provinz Chiriqui, wo die Beamten wohl etwas freundlicher mit Ausländern umgehen!" So ging ich zum Ausländeramt in David, unserer Provinzhauptstadt und brachte mein Anliegen vor. Dort sagte man mir, ich solle zu einem bestimmten Rechtsanwalt gehen, der die Sache für mich erledigen würde. Ich ging zu ihm und präsentierte mein Anliegen und meine Papiere, die er flüchtig durchsah, und mir dann versprach, dass ich in drei Wochen das Dauervisum haben würde. Es kostete nur 800.--\$, wovon ich die Hälfte

gleich bezahlen musste, und die andere später, wenn mir das Visum übergeben werden würde. Ich sollte nur bald wiederkommen und die 400.--\$ bald bezahlen, was ich dann auch tun konnte. Doch bald erhielt ich einen Anruf, dass ich nochmals zum Rechtsanwalt kommen sollte, weil etwas noch fehlte. Dies geschah mehrmals, und nach den versprochenen drei Wochen war immer noch keine Aussicht auf den Erhalt des Dauervisums, und es vergingen darüber etwa drei Monate. Da ich nicht wusste, was noch fehlen könnte, fuhr ich nach längerer Zeit noch einmal zum Rechtsanwalt, ohne dass er mich gerufen hatte. Als er mich in sein Büro eintreten sah und noch ehe ich etwas sagen konnte, ergriff er sogleich den Telefonhörer und rief bei dem Immigrationsbüro in Panama City an. Man sagte ihm, dass die Direktorin des Ausländeramtes in Panama City nicht da sei, aber sie würde am Nachmittag wiederkommen. Ich sollte dann nochmals am Nachmittag bei ihm vorsprechen. So fragte ich ihn ganz unwissend, wie die Direktorin denn heiße, und er nannte mir ihren Namen. „Ach“, sagte ich, „die kenne

ich ja ganz gut, denn sie ist Toleanerin, wie ich auch seit etwa 17 Jahren!" „Was", sagte er erstaunt, „Sie kennen die Direktorin?!" „Ja, sie ist mir bekannt!" (Obgleich ich keine direkten Beziehungen zu ihr hatte, wusste ich doch, dass sie eine der Geliebten des damaligen Staatschefs war, der ihr diesen hohen Posten verschafft hatte, und dass sie in Tolé wohnte.) Auf diese Tatsache hin, die ich ohne besondere Absichten erwähnt hatte, hingte er sich nochmals ans Telefon und sagte, dass das Dauervisum für die „Alemana" sofort von der Direktorin unterschrieben, und nach David geschickt werden solle. Und so bekam ich nach drei Tagen, als ich wieder die einstündige Busfahrt nach David machen konnte, mein Dauervisum als „Turista pensionada" (pensionierte Touristin), das nicht erneuert werden muss! Danke, HERR Jesus, Du lenkst die Herzen der Menschen wie Wasserbäche!

Zu Beginn meines Panama-Aufenthaltes litt ich oft und lange unter z. T. schweren Augenentzündungen (Conjunktivitis und Keratitis) und ging schließlich zu einem Augenarzt in David. Er untersuchte mich genauestens und sagte, dass diese Augenerkrankungen oft bei blauäugigen Ausländern vorkäme und er gab mir Augentropfen und erkundigte sich interessiert nach meiner Arbeit unter den Guaymi. Als ich ihn nach dem Preis für die Augentropfen und die Untersuchung in seiner Privatklinik fragte, sagte er mir ganz bewegt: „Sie tun so viel für unser Volk und helfen den Indianern, was wir fast gar nicht tun, wie kann ich da noch Geld von Ihnen verlangen? Nein es kostet nichts!" Auch so bewegt Gott manchmal die Herzen der Menschen!

JESUS CHRISTUS IST NICHT GEKOMMEN, DASS ER SICH DIENEN LASSE, SONDERN, DASS ER DIENE UND GEBE SEIN LEBEN ZU EINER ERLÖSUNG FÜR VIELE.

Matthäus 20,28

Bericht aus Chichica 1968.

Wie ich meiner Helferin zur Helferin wurde...

Ich war allein auf der weltfernen Missionsstation im Gebirge! Meine Kollegin Eleanor musste für einige Monate zu ihrer kranken Mutter in die USA reisen. Sie wusste noch nicht, wann sie wiederkommen würde und ich brauchte Hilfe, eine kompetente Helferin, die wusste, wie mit Kranken und Gesunden Indianern umzugehen. Wir beteten. Da hörte eine junge Studentin von dieser Notlage in Panama und sie meldete sich bei einem der leitenden Brüder der New Tribes Mission in USA. Dieser war der Bruder meiner Kollegin Eleanor, der von unserer Notlage wusste. Aber er musste, laut den Statuten der Mission dieser Studentin mitteilen, dass die Mission keine Kurzzeithelferin annimmt, wenn sie nicht die offizielle „Boot-camp-Ausbildung" (von einem Jahr) gemacht hätte! Doch die Studentin Marlene bestand auf ihrem Standpunkt und schrieb ihm, dass sie auf jeden Fall, ob die Mission damit einverstanden sei oder nicht, nach Panama in ihren dreimonatigen Semesterferien zur Hilfe für diese ihr unbekannt Missionarin fahren würde. Außerdem fand sie noch eine andere Studentin, die Missionarstochter Connie, die auch mit ihr nach Panama fahren wollte. Und so erschienen beide nach einem abenteuerlichen Pferderitt von etwa acht Stunden vor dem Hause der einsamen Missionarin. Welch ein Wunder!!!

Doch die drei Monate, in denen sich beide erstaunlich gut in die Missionsarbeit hineingefunden hatten, vergingen viel zu schnell und Marlene musste nach USA zurückreisen, während Connie noch drei weitere Monate bei mir bleiben wollte. Sie hatte auf dem Missionsfeld ihrer Eltern in Bolivien schon mancherlei Kenntnisse auch in der Behandlung der vielen Kranken, die zu uns kamen, mitgebracht und war mir eine rechte Hilfe.



Da erfuhr ich zu meinem großen Erstaunen, dass eine andere Helferin auch zu mir kommen wollte, eine holländische Krankenschwester, die eine gute solide Ausbildung zur Behandlung aller möglichen Krankheiten erhalten hatte. Welch ein Wunder, auch dass sie gerade in der Zeit kommen wollte, wo die einsame Missionarin noch allein auf der Missionsstation sein würde! Wunder über Wunder! Unser himmlischer Vater weiß, was wir bedürfen, auch in solchen Situationen! So erwartete ich sie voller Freude, obgleich ich sie auch nicht kannte. Sie konnte sogar

mit einem Kleinflugzeug ins Gebirge geflogen werden, wo sie dann nur einige Stunden zu Pferde brauche, um zu uns zu gelangen! Alles schien perfekt zu sein und auch Connie, die noch bei mir war, erbot sich mit zwei von unseren Pferden, sie an der Landepiste des Flugzeuges abzuholen und sie dann zu mir zu bringen. Alles klappte vorzüglich, und da das Kleinflugzeug am Nachmittag wieder zurückfliegen musste, erwartete ich die beiden Helferinnen am nächsten Tag bei mir. Doch die Holländerin war keine Reiterin und kannte auch keine Bergpfade, die es in dem ebenen Holland nicht gibt. Doch mit großer Freude stieg sie auf der kleinen Landepiste im Gebirge am späten Nachmittag aus dem Flugzeug und da sie eine Tierliebhaberin war, brachte sie auch zwei junge Kätzchen in ihrem kleinen Gepäck mit. Es fing schon an zu dunkeln und die Holländerin sah sich nach einer Indianerhütte um, wo sie die Nacht verbringen könnte. Doch Connie sagte ihr, dass wir heute Nacht noch die kurze Strecke von ca. vier bis fünf Stunden zurücklegen könnten, denn Carlota wartet schon sehr auf uns! Und die Holländerin wies auf ihre Reitunfähigkeit hin besonders in der Dunkelheit. Doch für Connie war alles leicht und einfach und sie sagte der etwas ängstlichen Holländerin: „Die Pferde kennen den Weg und sie sind ganz sicher und stark und Du bekommst das beste Pferd, das Dich sicher nach Chichica bringen wird!“ Und so ritten sie los. Unser bestes Reitpferd merkte, dass auf seinem Rücken eine nicht reitgeübte Reiterin saß und es musste vorsichtig mit dieser großen schweren Frau über die ihm unbekanntes Bergpfade gehen! Die Nacht brach herein und man konnte die Bergpfade nicht erkennen und auch das Pferd kannte diese Pfade nicht und versuchte einen ganz steilen Pfad bergauf zu gehen, wo auch Pferde nicht hinaufgehen können, und plötzlich geschah es, Niesje schrie: „Connie ich falle, was soll ich tun?“ und das Pferd fiel rücklings auf den steilen Pfad und rollte den Berg hinunter und begrub die große Holländerin unter sich. Diese fiel mit dem Kopf auf einen Stein und war bewusstlos! Connie, die hinter der Holländerin her ritt, stieg vom Pferd ab und suchte mit einer ausgehenden Taschenlampe die Holländerin, neben der nun ihr Pferd stand, da es sich an einem ebeneren Ort wieder aufrichten konnte. Doch Niesje, die Holländerin, lag bewusstlos am Boden und Connie versuchte sie aufzurichten, bis diese schließlich zu sich kam und Connie das Blut von der Kopfwunde im Dunkeln abwischen konnte! Schließlich fand sie als einzigen Ausweg, dass sich die Holländerin wieder auf ihr Pferd setzen musste und sie langsam weiter reiten sollten... Ein Indianischer Mann, der unsere Pferde zu den beiden Frauen gebracht hatte, war schon lange im Voraus und es kümmerte ihn der Fall der neuen Gringa wenig. Nach kurzer Zeit fanden die beiden eine verlassene Indianerhütte am Wege und da die Holländerin die Kopfschmerzen nicht mehr aushielt, stieg sie ab und Connie machte ihr und ihren beiden fröhlich spielenden Kätzchen auf der Erde ein Bett zurecht. Den recht unwilligen Indianer schickten sie mit seinem eigenen Pferd zu Carlota nach Chichica, um von dort eine Hängematte und einige Helfer zu holen. Ich lag schon in tiefem Schlaf, als ich draußen eine Stimme hörte, die lakonisch sagte: „Gringa neue, hat sich geschlagen, braucht Hängematte!“ das war alles, was ich aus dem Mann herausbekommen konnte! Zitternd vor Schreck suchte ich unsere Hängematte, während er zu den Nachbarn ritt und ihnen sagte, dass sie zu der Unfallstelle mit ihm kommen sollten, weil die sehr schwere Gringa sich „geschlagen“ habe und man sie tragen müsse. Er selbst konnte nicht helfen, sondern musste schnellstens zu seiner Familie zurück reiten. Dass ich selbst nicht mehr schlafen konnte

sondern betend im Dunkeln auf meinem Bett saß, lässt sich denken. Wie werde ich meine Helferin, auf die ich so viel Hoffnung gesetzt hatte, wohl antreffen? Ob sie noch am Leben ist, oder viele Knochen gebrochen sind?! Wer kann ihr hier in dieser weltfernen Gegend noch helfen?! Und dann kamen schließlich die vier Brüder, erschöpft von der schweren Last, vor unserem Hause an! Ja, sie war noch am Leben! Und sie konnte auch noch sprechen! Mit Hilfe von mehreren Brüdern konnten wir sie in das für sie vorbereitete harte Bett legen, wo sie nur über schwere Kopfschmerzen klagte. Connie wusch die Kopfwunde aus und verband den Kopf so gut es ging und ich suchte die stärksten Schmerztabletten aus unserem Klinikrümchen heraus, die bald die Schmerzen linderten, sodass sie etwas schlafen konnte. Dank dem HERRN, dass wir keine Knochenbrüche feststellen konnten und bald auch die Kopfwunde sich zu schließen begann! Ein Fall auf dem dunklen Bergpfad und ein schweres Pferd, das auf die schwere Holländerin gefallen war, Welch ein Wunder, dass sie am Leben geblieben war!! Und bald konnten wir sehen, wie sie aufstand und mit Staunen die schöne Berggegend ansehen konnte. „Wie schön ist es hier“, sagte sie „und wir wollen Gott loben für alles und IHM hier dienen mit Freuden!“ Das tat sie nun und half vielen kranken Indianern, die von ihrem Fall gehört hatten und bald Vertrauen zu ihr fassten! Wie gut und groß ist Gott, bei allem unserem Versagen, denn ER hat Auswege auch aus dem Tod! IHM sei alle Ehre!

Der Bischofsbesuch

Aufgeregt kam Maria, die Latino Ladenbesitzerin vorn Baumwollberg zu uns gelaufen: „Der Bischof hat heute in seiner Radiopredigt Euch lobend erwähnt! Er sagte, dass da im Gebirge unter ganz primitiven Lebensumständen zwei Nordamerikanerinnen unter den Guaymi-Indianern wohnen. Sie helfen ihnen und tun die Liebes-Werke Christi! Wir alle sollen uns ein Beispiel an ihnen nehmen und auch den Armen helfen und die Werke Christi tun, wie sie!“

Nun, das berührte uns wenig, denn unser Auftrag war es ja, das Evangelium von der Liebe Gottes durch den Opfertod Jesu für unsere Sünden, auch die Sünden der Indianer, ihnen zu bringen. Dass wir dabei eine kleine primitive medizinische Klinik hatten, auch eine Zahnklinik, wo die schmerzenden Zähne gezogen wurden, auch Zähne plombiert werden konnten und ab und zu Gebisse hergestellt wurden - alles ganz umsonst - das war für uns ganz selbstverständlich! Ich, als die zweite Nordamerikanerin kam allerdings aus Deutschland und bekümmerte mich, neben dem Guaymi-Sprachstudium und der Verschriftung der bisher ungeschriebenen Guaymi-Sprache, um die Kranken, die oft mit ihren Angehörigen zögernd und etwas misstrauisch zu uns kamen. Dass die Indianer allerdings ganz andere Vorstellungen über Krankheitsursachen hatten als wir, erkannte ich erst im Laufe der Zeit nach und nach. Nach ihren Vorstellungen sind die Ursachen für alle Krankheiten die bösen Geister, die durch irgendeinen Feind, der einen Zauberfluch über sie ausgesprochen hatte, aktiv wurden und immer Krankheit und Tod verursachen. Und nur der Zauberer hatte die Macht, herauszufinden, wer dieser Feind war und dann konnte er die bösen Geister austreiben! Dabei fällt dann der Zauberfluch auf den Feind, der ihn aussprach, zurück, sodass dieser dann krank wird und oftmals stirbt. So ist das Leben der Guaymi immer nur ein Kampf mit unsichtbaren Feinden, mit den bösen Geistern unter dem Himmel! Wie gut, dass wir ihnen die Frohe Botschaft vom Siege Jesu über alle bösen Geister, ja über den Teufel selbst bringen konnten und viele diese befreiende Botschaft von Jesus an- und aufnahmen, denn auf den Befreier hatten sie ja gewartet so viele Jahrhunderte! So entstanden bald viele Indianerkirchen und die an Jesus gläubig gewordenen Indianer, die spanisch lesen konnten, lasen nun eifrig die Bibel und sagten die Frohe Botschaft anderen weiter.

Doch der Bischof der Provinz Chiriqui, der in David, der Provinzhauptstadt wohnte, wollte sich nun selbst überzeugen von den guten Taten, die die beiden Nordamerikanerinnen dort im Gebirge vollbrachten.

Mit einem kleinen Gefolge kam er eines Tages zu uns herauf geritten, sieben bis acht Stunden auf einem weißen Ross, im weißen Bischofsornat, - wobei er auch einen reißenden Bergfluss im Sattel überqueren musste! Ein katholischer Latino Ladenbesitzer hatte ihn eingeladen, bei ihm zu essen und zu übernachten. Der Bischof erbat sich nun, dass meine Mitmissionarin Eleanor und ich auch an dem Essen teilnehmen sollen. Doch gerade an diesem Tage war sie nicht zu Hause. So musste ich mich allein zu dieser Begegnung bereitmachen! Ich war aber froh, dass ich nach einer etwas spärlichen Unterhaltung nach Hause zurückgehen konnte, aber der Bischof versprach mir, uns im Hause zu besuchen. Ich lud einige meiner Indianerbrüder ein und sie kamen alle mit ihren Bibeln bewaffnet, denn sie hofften auf eine Besprechung mit dem Bischof. Nach einer Tasse Kaffee sangen wir zuerst zwei spanische Choräle, die der Bischof mit „oh, wie schön!“ quittierte. Doch dann hatte er es aber sehr eilig und musste uns verlassen, um noch einige von den katholischen Latinofamilien zu besuchen. Meine Indianerbrüder aber waren sehr enttäuscht, dass sie keine biblische Bischofspredigt hören konnten, auf die sie gewartet hatten und mit ihm über das Wort Gottes zu sprechen. Doch beim Abschied sagte mir der Bischof, dass ich ihn doch in David besuchen sollte, wenn ich dorthin käme, was allerdings nur ein bis zwei Mal im Jahr geschah, da wir dafür meistens zwei Tagereisen brauchten -

So meldete ich mich bei meiner nächsten David-Reise telefonisch bei ihm und er lud mich freundlichst zu einem Abendessen in seinem Bischofssitz ein. Ich wurde von einem älteren Priester empfangen, der sich gleich mit mir über ein Buch unterhielt, das von der Offenbarung handelte und meinte, die Offenbarung in der Bibel sei doch ein sehr unverständliches Buch. Ich zückte darauf meine Bibel und sagte, dass es doch ganz einfach zu verstehen sei und versuchte ihm einiges zu erklären. Da kam der Bischof herein und sagte: „Ah, - die Heilige Schrift!“ und ich musste den alten Priester stehen lassen, um mich zum Essen zu begeben. Der Bischof wurde von einem anderen Priester bedient und ich durfte mich beim Essen mit ihm unterhalten. Es freute ihn besonders, dass ich von Deutschland war und er sagte ganz sehnsüchtig: „Oh, ich würde so gerne Deutschland sehen, aber ich kann doch kein deutsch sprechen!“ - War es wohl das Land Martin Luthers, was ihn so anzog?

Es war gerade die Zeit kurz vor dem zweiten Vatikanischen Konzil in Rom und der Bischof sagte mir, dass alle Bischöfe der Welt daran teilnehmen müssten. Er würde dann drei Monate von Panama fort sein, was ihn eine sehr lange Zeit dünkte. Doch würde er gern in dieser Zeit Deutschland besuchen, da ja Rom nicht allzu weit von Deutschland entfernt ist. So versprach ich ihm, dass ich versuchen würde, einen spanisch sprachigen Mann zu finden, der ihm ein „Reiseführer“ sein könnte. Da kam mir ein gläubiger Schweizer Bankbeamter in den Sinn, der Prokurist bei einer großen Schweizer Bank war und die Konten des spanischen Königshauses verwaltete, also einer, der ein sehr gutes Spanisch sprach. Dazu war er ein klar überzeugter Christ, der auch wusste, wie mit hochgestellten Persönlichkeiten umzugehen sei. Ich schrieb an diesen Bruder, den ich schon länger kannte und dieser erklärte sich gleich bereit, den Bischof zu empfangen und ihm einiges von den Schönheiten der Schweiz zu zeigen. Er schickte sogar ein Foto von sich mit, wo er mit einer Bibel in der Hand zu sehen war. Bei meiner nächsten David--Reise konnte ich dem Bischof das Foto geben und die Adresse von dem Bank Prokuristen. Wunderbarer Weise kam dieses Treffen in der Schweiz zustande und der ehrwürdige Bankprokurist, der Kontakt zu der spanischen Königsfamilie und anderen Ex-Königsfamilien hatte, traf sich mit dem ehrwürdigen panamenischen Bischof, dem „Monseñor“, wie man einen Bischof anredet, in Zürich. Die beiden ehrwürdigen Herren hatten zwei wunderbare Tage miteinander verbracht und der Bankprokurist, Herr Schudel, sagte mir später: „Wir waren wie zwei Schulbuben bei diesen Reisen im

Sessellift und freuten uns wie die Kinder!“ Am Abend brachte Herr Schudel den Bischof zu seinem Hotel und sagte: „Wir wollen Gott noch danken für diesen schönen Tag!“ – „Oh, mein Gebetbuch ist aber unten im Auto!“ – „Das brauchen wir nicht,“ sagte Herr Schudel, und kniend dankte er dem HERRN für diesen schönen Tag, während der Bischof ganz erstaunt diesem unkonventionellen Gebet stehend zuhörte.

Die zwei Ferientage mit dem Bischof waren zu schnell vorüber, doch Herr Schudel schlug vor, dass er doch auch noch etwas von der französischen Schweiz mit dem höchsten Berg, dem Mont Blanc, kennen lernen sollte. Er kenne dort den Botschafter der Dominikanischen Republik, einem General, der den Bischof sicher gern empfangen würde. Das Treffen wurde vereinbart und der General empfing den Bischof aus dem Nachbarland Panama. Durch das Zeugnis des Bankprokuristen Schudel war dieser hochgestellte Mann zum lebendigen Glauben an Jesus als seinem Erlöser und HERRN gekommen und so war es dem General ein Anliegen, dem Bischof, der aus dem Staunen gar nicht herauskam, davon zu erzählen. Doch auch diese Tage gingen vorüber und bald befand er sich wieder auf dem Flugplatz in Panama und in seinem Bischofssitz in David.

Eine Radiobotschaft erreichte mich kurz danach: Senorita Carlota solle doch bald nach David kommen, um etwas aus Europa Mitgebrachtes in Empfang zu nehmen. Ich schickte einen Indianer mit einem kleinen Brieflein nach David, da es doch zu weit für mich war. Doch der Bischof gab diesem nicht das Mitgebrachte, sondern ließ mich wissen, dass er es mir selbst demnächst bringen wolle. So kam er diesmal mit einem größeren Gefolge nach Chichica geritten und übergab mir eine geldliche Missionsgabe, die Herr Schudel ihm für mich mitgegeben hatte. Er war immer noch ganz bewegt von seinem Erleben in der Schweiz und sagte immer wieder: „Ja, der René Schudel, das ist ein Mann!!!“ der es ihm angetan hatte! Herr Schudel blieb mit ihm in schriftlichem Kontakt und schickte ihm das ins Spanische übersetzte Buch „Planet Erde, wohin?“ und auch einen spanischen Tagesabreißkalender mit Kurzpredigten, die er jeden Tag las, wie er mir sagte.

Zum Weihnachtsfest erhielt ich einen kurzen Festgruß, worin der Bischof mich wissen ließ, dass von nun an katholische Kapellen im Guaymi-Gebiet gebaut werden sollten, wo Nonnen und Priester die armen Guaymi unterweisen und ihnen helfen würden. Es war wohl das letzte, was ich von ihm erfuhr und erhielt, aber die Hilfsarbeit unter den Guaymi ging voran. Der Bischof selbst wurde herzkrank, sodass ein anderer Bischof eingesetzt wurde, der ihm beistehen sollte. Er hatte nur noch kleinere Aufgaben in seiner Bischofskirche zu tun und vor nicht langer Zeit rief ihn Gott heim in die Ewigkeit.

Ich höre immer wieder von verschiedenen Leuten, die ihn kannten, ein lobend anerkennendes Zeugnis über sein Leben und Werk.

So lenkt Gott unsere Wege, oft in ganz unerwarteter Weise und bringt uns in Kontakt mit Menschen, mit denen wir selbst wohl kaum Kontakt suchen würden, um ihnen ein Zeugnis und eine kleine Hilfe auf dem Weg in die Ewigkeit Gottes sein zu können.

Über-Setzung

Als Missionare haben wir es fast immer mit uns fremden Sprachen zu tun, die wir erlernen müssen, damit wir mit den uns anvertrauten Menschen anderer Länder, zu denen wir gesandt wurden, in der Landessprache, reden können. Aber wenn wir zu einem Stamm gesandt wurden, der seine eigene Sprache hat, die oft noch gar nicht niedergeschrieben ist, so müssen wir diese zweite Sprache auch noch erlernen. Und wenn diese Stammessprache nicht niedergeschrieben ist, so muss diese Sprache erst analysiert werden, was meist eine oft sehr schwierige, langwierige Arbeit ist, besonders, wenn es

sich um eine „Tonsprache“ handelt oder die Stammessprache viele Laute hat, die in der Landessprache nicht vorkommen.



Als ich 1962 nach Panama gesandt wurde, war ich in der glücklichen Lage, dass ich die Landessprache Spanisch bereits gelernt hatte (ausgerechnet in Marokko. Nordafrika!) Doch die Stammessprache Guaymi in Panama hatte noch keine Schriftsprache, aber einige Missionare hatten schon vor mir angefangen, die Sprache zu analysieren, waren dann versetzt worden und so musste ich an der Sprachanalyse weiterarbeiten. Auf einem Tonband nahm ich Geschichten oder Berichte von einheimischen Sprechern auf, die ich nun

versuchte, mit spanischen Buchstaben (die aber nicht ausreichten) niederzuschreiben. Man hatte mir 500 Seiten Text verordnet, die ich in ca. einem Jahr niederschrieb; dann versuchte ich mit Hilfe von Guaymi-Helfern, die spanisch konnten, die Bedeutung des Textes herauszufinden, auch wo ein Wort anfängt oder aufhört, welche Laute vorkommen u. vieles andere noch musste ich von den vielen Geheimnissen der Guaymi-Sprache versuchen zu enträtseln. Bis es dann endlich so weit war, dass ich mit der Übersetzung des Neuen Testaments in die Guaymi-Sprache anfangen konnte. Auch da gab es Probleme anderer Art, denn manche Guaymi wollten die Geheimnisse ihrer Sprache, die ja ihre Sprache war, der Ausländerin nicht preisgeben. Andere hatten keine Geduld, mir immer wieder die Worte, die ich nicht verstand, zu wiederholen. Bis ich endlich Layo, einen gläubigen geduldigen Guaymi-Familienvater fand, der mir sagte: „Unsere Leute brauchen das Wort Gottes und wir müssen es ihnen in ihrer Sprache niederschreiben! Sie müssen es wissen, dass Jesus, der Sohn des großen Gottes, der Himmel und Erde gemacht hat, kam, um die bösen Geister, die die Guaymi seit Jahrhunderten so schrecklich quälen zu besiegen!“ Mit der Geschichte des von einer Legion von Dämonen besessenen Mannes in Markusevangelium Kapitel vier begannen wir die Übersetzungsarbeit. Auch die leichte Geschichte vom vierfachen Ackerfeld versuchten wir zu übersetzen. Dabei stießen wir aber auf mancherlei unerwartete Schwierigkeiten, denn übersetzen deutet auf einen Fährmann mit einem Boot hin, der die Leute von einem Ufer auf das andere Ufer übersetzt. Und das andere Ufer ist so ganz anders, es hat eine andere Sprache, ein ganz anderes Verständnis der Dinge, des täglichen Lebens, der Arbeit, der Ernährung usw. Auch die Kultur der Bibel ist wieder ganz anders als die Kultur und Lebensweise des Indianerstammes.

So übersetzten wir den ganz leichten Vers in Matthäus 26, 20 „ Am Abend setzte er sich zu Tisch mit den Zwölfen.“ Nun, die Guaymi setzen sich nicht zu Tisch, denn sie haben keine Tische in ihren Hütten und dann stehen sie in irgendeiner Ecke mit ihrer Schale voll Reis oder Yuka, aber so, dass niemand in ihre Schale sehen kann, denn wenn jemand dabei ist, der mit dem „bösen Blick“ das Essen ansieht, wird das Essen verzaubert in Krankheit und der Essende stirbt dann früher oder später! Bei der Geschichte vom Einzug Jesu in Jerusalem, wo die Leute Zweige auf den Weg streuten, fragte ich den Übersetzungshelfer, warum sie das wohl gemacht haben. Er sagte, die Leute wollten nicht, dass Jesus in Jerusalem einzieht! Nein, sage ich, die Leute wollten Jesus damit ehren. Oh, sagte er, dann müssten sie die Zweige auf die Seite des Weges gelegt haben, damit sie ihm den rechten Weg zeigen konnten.

„Jesus ging auf einen Berg und setzte sich“ (Matthäus 5, 1). Was war das für ein Berg?! will Layo wissen, ein steiler spitzer Berg oder ein runder Berg, oder setzte er sich an den Fuß des Berges, diese drei Möglichkeiten muss ich wissen, denn dieses wird in der Übersetzung mit ausgedrückt. „Nun, dann muss ich nach Israel reisen, um mir anzusehen, wie dieser Berg aussah,“ meinte ich. und wir wählten den runden Berg!



Wenn jemand nach seinem Namen gefragt wird, muss er einen anderen Namen sagen, aber auf keinen Fall den Guaymi-Namen, eher den spanischen Namen, oder irgendeinen anderen. Warum? Weil der Name ein Teil der Persönlichkeit ist, den die bösen Geister kennen und wenn auf diesen Namen ein Zauberfluch gelegt wird, so stirbt der Betreffende bald! Ich hatte immer große Schwierigkeit mit der Eintragung der Namen in meine Krankenkarte!

Bei der Übersetzung des Hausbaus auf einen Felsen, in Matthäus sieben, hatten wir auch große Schwierigkeiten. Denn Häuser werden nie auf einen Felsen gebaut, sondern man senkt die vier Hauspfosten, die das Dach tragen, tief in die Erde. Und wir konnten nur mit tief oder nur oberflächlich in die Erde eingesenkten Hauspfosten unser Haus bauen!...

„Weiß wie Schnee“, in Panama kennt man, selbst auf dem höchsten Berg, dem 3500 m hohen Volcan Baru, keinen Schnee. So mussten wir einen anderen Vergleich für die Helle des Schnees finden.

Bei der Übersetzung des Kapitels 10 im Johannes Evangelium, wo Jesus sich als Guten Hirten seiner Schafe bezeichnet, hatten wir auch Schwierigkeiten, weil es im heißen Panama keine Schafe gibt. Bei einem Besuch in Boquete merkte ich, dass es hier auf einer höher gelegenen Farm Schafe gibt, die von einem Farmbesitzer in Kanada gekauft und eingeführt worden waren. Ich konnte ihn und seine Schaffarm besuchen und kaufte ein Schafpärchen, das wir mit allerlei Schwierigkeiten nach Chichica auf unsere erste Missionsstation transportieren konnten. „Was sind das für Wildkatzen?“ fragten die Indianer, die sie vorsichtig von fern betrachteten. „Beißen sie auch?“ Langsam konnten sie den Vergleich von uns Menschen mit den Schafen verstehen und auch, wie Jesus unser „Guter Schafhirte“ sein will!

Über-setzen vom sichtbaren irdischen Leben auf die geistlich-himmlische Ebene ist die Arbeit des Heiligen Geistes Gottes, die wir aber immer wieder erleben!

Radio-Mission

„Hier ist die Stimme von Tanger!“ so erschallte es etwa sechs Jahre lang von Nordafrika aus über den Äther. Im letzten dieser sechs Jahre (1959) durfte ich dort, ehe der König von Marokko die Schließung aller Radiostationen befahl, mithelfen in der deutschen Abteilung im Auftrag der Deutschen Missionsgemeinschaft. Menschen schlossen in diesem Jahr eine Tür, aber Gott öffnete ein Tor, das nun die ganze weite Welt mit dem rettenden Evangelium erreichen sollte: Trans World Radio, dessen deutscher Zweig der Evangeliums Rundfunk ist, wurde geboren!

Gott führte meinen Weg danach (1962) nach Panama, wo wir von den holländischen Antillen aus die Evangeliums Sendungen von Trans World Radio hören konnten. Doch war dort in Panama meine Arbeit auf medizinischem Gebiet, in der Bibelübersetzung und evangelistischer Arbeit im Stamme der Guaymi Indianer. Aber dennoch ließ mich der Gedanke nicht los, dass dieser etwa 100 000 Menschen zählende Stamm, der weit verstreut in einem unwegsamen Berggebiet wohnt, am besten durch das Radio mit Evangeliumssendungen in seiner eigenen Sprache zu erreichen sei. Ich stieß aber damit nicht auf viel Verständnis bei meinen Mitmissionaren in Tolé: Radio Sendungen in Guaymi?? Nein!!- Wir brauchen ausgebildete Radiosprecher, setzern kennen lernte, als ich 1960 an einem Sprach- und Übersetzungskursus in England teilnehmen durfte. Zu solch einem Stamm wurde ich 1962 gesandt, nämlich zu den Guaymi - Indianern in Panama. Weit verstreut im Bergland Westpanamas lebten die damals ca. 50 000 Indianer in Geisterfurcht und Unwissenheit und Angst in ihren Grasdachhütten. Regiert von ihren Zauberdoktoren mussten sie sich von ihm sagen lassen, welcher böse Geist einen von ihrer Familie krank gemacht hatte und welcher böse Nachbar durch einen Zauberspruch die Krankheit und den Tod herbeigerufen hatte. Jede Krankheit war von bösen Geistern verursacht worden und niemand als der Zauberdoktor konnte den Kranken davon gesund machen. So lebten die Indianer in dauernder Angst vor einander und vor der Rache der bösen Geister, aber auch vor dem Zauberer, wenn man ihm nicht genau gehorchte.

Als die ersten Missionarinnen Ende der fünfziger Jahre zu den Guaymi-Indianern kamen, versteckte man sich vor ihnen, denn sie waren sicher auch böse Geister, die ihnen erschienen, da sie helle Haare und blaue Augen hatten. Doch erst langsam wich die Furcht, als man merkte, dass sie ihnen nichts Böses antaten. Als dann die Missionarinnen ihnen sagten, dass sie einen ganz starken „Zauberer“ kennen würden, der Macht über alle bösen Geister hätte, da fragten sie ganz interessiert: „Wer ist denn das? Wie heißt er? Wo wohnt er? Wir wollen dort hingehen!“ Auf diese Fragen konnten wir ihnen sagen: „ER heißt JESUS und ER ist der Sohn des großen Schöpfergottes, der Himmel und Erde und Eure schönen Berge gemacht hat. Ihr kennt ihn doch! Dieser Gott liebt Euch und hat sich nicht hinter die Wolken zurückgezogen und redet nur noch durch die Zauberer mit Euch, wie Ihr meint. Nein, ER hat diesen Seinen Sohn JESUS zu uns auf die Erde gesandt, um uns von der Macht der bösen Geister und des Teufels zu befreien!“ – „Das ist aber ein gutes Wort, was Ihr habt! Wir wollen mehr davon hören!“ war dann meistens die Antwort der erstaunten Guaymi-Indianer. Und viele kamen, meist im Dunkeln zu uns, um mehr von diesem Guten Wort zu hören.



Einige von den jungen Männern, die lesen konnten, oder auch bei uns lesen gelernt hatten, fingen an, in der spanischen Bibel nachzulesen, was diese „Weißen Frauen“ ihnen gesagt und aus der spanischen Bibel vorgelesen hatten. Aber Spanisch war nicht ihre Sprache, sie verstanden nur einiges, aber recht wenig; ihre Sprache war eben Guaymi! Aber ihre Sprache wurde nur von ihnen gesprochen und verstanden; sie hatten sie nie niedergeschrieben, wozu auch?! Nun lag vor den Missionarinnen die Riesenaufgabe, der gesprochenen Sprache eine Schriftsprache zu geben: Welche Vokale und welche Konsonanten kommen in der Sprache vor und welche müssen geschrieben werden und welche nicht? Und wie schreiben wir sie? Die Guaymi-Sprecher belauschten wir, Tonbänder hörten wir ab und umschrieben sie. Das erforderte Wochen und Monate bis ein Alphabet zusammengestellt werden konnte, das dann immer wieder, auch von der Regierung, geändert wurde. Jede Sprache hat ja ihre

bestimmte Grammatik, und auch diese musste herausgefunden werden neben all den Wortbedeutungen und idiomatischen Ausdrücken. Nach Monaten und Jahren der Forschungsarbeit durch verschiedene Missionare war auch dieses herausgefunden worden. Und erst dann konnte mit der eigentlichen Bibelübersetzungsarbeit begonnen werden, denn die Guaymi brauchten ja das „Gute Wort Gottes“ in ihrer eigenen Sprache, damit sie es richtig verstehen konnten!

Ich selbst hatte mich schon etwas zu früh an die Erstübersetzung des Neuen Testaments gewagt, obgleich ich vieles von den Geheimnissen der Sprache noch nicht herausgefunden hatte. Doch fand ich nach verschiedenen Versuchen einen bibelkundigen jungen Indianer, der bei uns lesen gelernt hatte und oft ganze Nächte bei schwachem Öllampenlicht in der Bibel las. Er hieß Layo. Er sagte zu mir: „Mein Volk braucht das Wort Gottes in seiner Sprache, damit sie den wahren Gott und Seinen Sohn, JESUS, kennen lernen!“ Ich fragte Layo: „Welches ist die wichtigste Geschichte, die wir zuerst übersetzen sollen?“ Er antwortete prompt: „Markus 5! die Geschichte vom besessenen Gadarener. Mein Volk soll wissen, dass Jesus der HERR über die bösen Geister ist und sie besiegt hat!“ – „Und die zweitwichtigste Geschichte?“ fragte ich ihn. „Johannes 20, die Auferstehung Jesu! Mein Volk soll wissen, dass Jesus vom Tode auferstanden ist und lebt!“ sagte er. So übersetzten wir diese beiden wichtigsten Kapitel und fingen dann mit der Übersetzung des Markus Evangeliums an.

In dieser Zeit merkte ich, wie meine Kraft abnahm und ich Tag für Tag immer weniger Spannkraft und Körperkraft zur Übersetzung hatte. Auch Layo wurde immer wieder, meist in der Nacht, angegriffen von bösen Geistern und kam oft lange Zeit nicht zum Übersetzen. So ging es langsam und schleppend voran und ich musste mich immer wieder hinlegen, um neue Kraft zu bekommen. Doch jeden Tag wurde ich schwächer und kraftloser, ohne bestimmte Krankheits-Symptome zu haben. Was ist nur der Grund? Was soll ich nur tun? Medizinische oder ärztliche Hilfe war in den Bergen nicht vorhanden, doch erinnerte ich mich an den großen Arzt JESUS und sagte mir: Ich will einen Tag des Fastens und Betens haben und den HERRN um Hilfe und Heilung bitten!

An dem Tage geschah nichts, doch gegen Abend kam unser Guaymi - Pastor Tiburcio vorbei, der ein guter Bibelkenner und vollmächtiger Verkündiger war. Als er in die Übersetzerhütte, wo ich mich aufhielt, trat, sagte ich zu ihm: „Bruder Tiburcio, bete doch bitte für mich, ich habe keine Kraft! Bitte Gott um Kraft für mich!“ – „Was, Du hast keine Kraft?“ sagte er und zog seine Bibel heraus und schlug den 1. Korintherbrief auf. „Sieh einmal, hier im 1. Kapitel im 24. Vers steht: „Wir predigen Christus, als Gottes Kraft und Gottes Weisheit!“ – Ja, Christus ist Gottes Kraft für Dich! Du hast keine Kraft, aber ER ist die Kraft für Dich! und es heißt ja auch im 27. Psalm: Der HERR ist meines Lebens Kraft. Er gibt nicht nur Kraft, sondern ER ist Deine Kraft. Nimm IHN als Deine Kraft! Und sieh, Du hast nun angefangen, das Wort Gottes zu übersetzen in unsere Sprache und der Teufel haßt nichts so sehr, wie das Wort Gottes. Darum greift er dich an und nimmt Dir alle Deine Kraft! In Epheser 6 Vers 12 heißt es: „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in dieser Finsternis herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel!“ In der spanischen Bibel heißt es: Wir haben zu kämpfen mit Heeren von bösen Geistern unter dem Himmel! Sieh einmal: Heere von bösen Geistern greifen dich an, weil Du das von ihnen gehasste Wort Gottes übersetzt. Nun brauchen wir Heere von Betern, die für Dich eintreten und beten! Ich werde am Sonntag den Geschwistern dort sagen, dass sie jeden Tag für dich beten sollen!“ Während Pastor Tiburcio so zu mir sprach, ging es mir wie ein Licht auf und ich sah die Zusammenhänge zwischen der Bibelübersetzungsarbeit und der furchtbaren Kraftlosigkeit und ich rief plötzlich aus: „Bruder Tiburcio, die Kraft ist wieder da! Die Kraftlosigkeit ist gewichen!“ Er hatte noch gar nicht für mich gebetet, sondern mir nur das Wort Gottes erklärt und ausgelegt! Und ich erlebte etwas von der Wahrheit des

Wortes in Hebräer 1, 3: „ER trägt alle Dinge mit Seinem kräftigen Wort!“ oder mit dem Wort Seiner Kraft!“ Ja, Sein Wort ist unseres Lebens Kraft!

Mit Schwierigkeiten leben

MEINE LIEBEN BRÜDER, ACHTET ES FÜR LAUTER FREUDE, WENN IHR IN MANCHERLEI ANFECHTUNG FALLET UND WISST, DASS EUER GLAUBE, WENN ER BEWÄHRT IST, GEDULD WIRKT!

Jakobus 1, 2 - 3

„UNSERE TRÜBSAL, DIE ZEITLICH UND LEICHT IST, SCHAFFT EINE EWIGE UND ÜBER ALLE MASSEN GEWICHTIGE HERRLICHKEIT, UNS, DIE WIR NICHT SEHEN AUF DAS SICHTBARE SONDERN AUF DAS UNSICHTBARE.“

2. Korinther 4, 17

„DARUM BIN ICH GUTEN MUTES, IN SCHWACHHEIT, IN MISSHANDLUNGEN, IN NÖTEN, IN VERFOLGUNGEN UND ÄNGSTEN UM CHRISTI WILLEN, DENN WENN ICH SCHWACH BIN, SO BIN ICH STARK!“

2. Korinther 12, 10

Wer von uns möchte wohl gern mit Schwierigkeiten leben? Wir weichen ihnen lieber aus oder suchen uns einen leichteren Weg. Aber das Wort Gottes spricht von „lauter Freude“ bei Anfechtungen, von Bewährung des Glaubens, von Geduld und von Herrlichkeit, gerade in Trübsal, bei Schwachheit, Nöten und Ängsten, die wir um Christi willen erleiden!

In jedem Leben gibt es Schwierigkeiten, selbst verschuldete oder unverschuldete, auch im Leben von Gotteskindern oder auch im Leben einer Missionarin. Ein Gebiet, auf dem wir alle zu kämpfen haben, ist das Zusammenleben mit anderen. Als allein stehende Missionarinnen können wir uns die Mitarbeiterinnen nicht aussuchen, wie in einer Ehe, sondern wir werden einfach zusammengestellt mit jemandem, der zwar gläubig ist, aber den wir nicht kennen, meist mit jemand aus einem anderen Land und anderer Kultur! Bei mir waren es Amerikanerinnen, Holländerinnen, eine Neuseeländerin und englische oder australische Missionare. Und keiner von ihnen war ein „Engel“! Jeder hatte seine Art und Unarten, an die ich mich anpassen musste. Eine Mitarbeiterin liebte Katzen über alles und schlief sogar mit ihnen im Bett; eine andere erlaubte nicht mal, dass eine Katze ins Haus kam. Eine war großzügig in geldlichen Dingen und die andere zensierte mich jedes Mal, wenn ich einem Armen etwas schenkte. „Du machst sie damit zu Bettlern!“ war ihr Argument. Eine Mitarbeiterin kam aus gläubigem Hause, die nächste, mit der ich auf engstem Raum zusammenlebte, kam aus ganz ungläubigem Hause, deren Mutter war sogar Zauberin! Das wirkte sich auch im Zusammenleben aus. Sie, die mehr als 30 Jahre jünger war als ich und neu auf dem Missionsfeld war, fand immer einen Grund, mir zu sagen, was ich falsch machte und wie ich es richtig machen müsste, besonders im Umgang mit den Kranken und Hilfesuchenden, die zu uns kamen und denen ich auf keinen Fall helfen dürfte. Wie sollte ich darauf reagieren? Im Frieden miteinander leben und offen alles miteinander besprechen bei so ganz gegensätzlichen Ansichten, die von Fall zu Fall zu entscheiden waren? Es war dann eine große Erleichterung, als diese Mitarbeiterin nach drei Jahren des Zusammenlebens in Heimaturlaub ging und ich allein entscheiden konnte, wem ich wie helfen durfte! Aber auch, dass ich bei ihrer Rückkehr nicht mehr mit ihr zusammenleben musste, war eine Hilfe für mich, doch es wurde eine andere allein stehende Missionarin mit ihr zusammengestellt, die aber auch nach kurzer Zeit sich von ihr trennen musste. Was habe ich nun in dieser für mich sehr schweren Zeit gelernt? Ich prüfte mich meistens und fragte mich: Was habe ich falsch gemacht, dass sie so reagiert? Was habe ich zu tun? Ich lernte es zu

vergeben und in Geduld die so ganz Andere zu tragen und für sie zu beten, und sie zu lieben in der Liebe Jesu.

Es ist eine ganz andere Situation, wenn man mit Einheimischen zusammenarbeitet und wohnt, wie es bei mir über viele Jahre der Fall war. Ich hatte drei Indianer-Mädchen bei mir zu wohnen, die ich zum Dienst anleiten konnte, und mit denen ich beten und Gottes Wort betrachten konnte, sodass sie zu tüchtigen Mitarbeiterinnen heranreiften! Aber auch da gab es „kulturelle“ u. a. Schwierigkeiten und Widerstände, aber Gott gab Weisheit und Gnade zum Überwinden und zum Siegen! „Sie erhalten einen Sieg nach dem anderen!“ heißt es in Psalm 84, 8, und auch das wurde mir geschenkt!

Ein anderes Gebiet von Schwierigkeiten sind Krankheiten und Schwachheiten bei Missionarinnen oder anderen, mit denen wir konfrontiert werden. In den Bergen des Guaymi-Gebietes gibt es außer dem Zauberdoktor keinen, der sich der Kranken annimmt. Der nächste Arzt war acht Stunden per Pferd von uns entfernt, und zum nächsten Krankenhaus brauchte man zwei Tagereisen. Mir war es klar, dass ich, wenn ich krank werden würde, zu keinem Arzt würde gehen oder reiten können. Ich lernte es in dieser Zeit, nur dem himmlischen Arzt zu vertrauen und bereit zu sein, dass, wenn ER mich abberufen würde, ich bei IHM sein würde, auch ohne ärztliche Hilfe. Die gläubig gewordenen Indianer befahlen alle ihre Kranken dem himmlischen Arzt an, beteten für sie und erlebten wunderbare Heilungen. Warum konnte ich nicht auch mich diesem wunderbaren Helfer allein anvertrauen? Als ich mit der Bibelübersetzung anfang, bekam ich eine ganz schlimme Augenerkrankung, die auf keine meiner Augenmedizinen reagierte, sondern es nur noch schlimmer machte, sodass ich fürchtete blind zu werden. Ich betete „HERR Jesus, ich brauche doch meine Augen für die Bibelübersetzung, heile mich! Doch ich wurde an Jakobus 5, 14-15 erinnert, wo der Kranke die Ältesten der Gemeinde rufen sollte, dass sie über ihm beten sollten... Und wir hatten eine kleine Kirchengemeinde mit jungen Indianerbrüdern. Zu ihnen konnte ich noch am folgenden Sonntag gehen und sie um diesen Dienst bitten, den sie bisher noch nie getan hatten. „Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der HERR wird ihn aufrichten!“ Und so geschah es, dass ich nach wenigen Tagen wieder klar sehen und an der Übersetzungsarbeit weiterarbeiten konnte. Etwas später überfiel mich eine merkwürdige Schwäche, die an jedem Tag zunahm, sodass ich nichts mehr tun konnte. Was war es nur und was sollte ich da tun? Und keine Hilfe weit und breit, aber „mein Helfer ist in der Höhe!“ und an IHN wendete ich mich. Fasten und beten war die Antwort, und Gott schickte mir einen jungen Indianer Predigerbruder, der mir schlicht und im Glauben das Wort auslegte, das ich im Glauben für mich in Anspruch nehmen konnte, und die Kraft, die mir durch Angriffe aus der Finsterniswelt des Teufels genommen war, kehrte wieder. Ja, unser Körper ist oft im Missionsdienst der Angriffspunkt des Teufels. „Dem widersteht fest im Glauben!“ Welch einen wunderbaren Helfer haben wir doch als Kinder Gottes, an den wir uns in jeder Lage um Rat und Hilfe wenden können!

Wenn der HERR nicht das Haus baut

WENN DER HERR NICHT DAS HAUS BAUT, SO ARBEITEN UMSONST, DIE DARAN BAUEN.

Psalm 127, 1

„Könnten Sie wohl dieses evangelische Indianerkind am Sonntagmorgen in die evangelische Kirche gehen lassen?“ so fragte ich die Latinofrau, bei der die Indianer- Oberschülerin aus gläubiger Familie untergebracht ist. „Ja, natürlich, gern schicken wir sie!“ bekomme ich zur Antwort. Doch ein Sonntag nach dem anderen vergeht und nicht ein Mal kommt die Indianer-Schülerin zum Gottesdienst. „Warum?“ frage ich sie.“ Die Familie lässt mich nicht gehen! Zur Messe könnte ich in die katholische Kirche gehen, aber nicht zu unserem Gottesdienst.“ Immer und immer wieder erlebte ich dies in den

fast 17 Jahren, die ich in dem Latino - Städtchen Tolé wohnte. Dorthin müssen die Guaymi - Indianer von ihren Bergen herunterkommen, um einzukaufen oder Arbeit zu suchen oder auch in die Poliklinik zum Arzt zu gehen. Aber die Kinder müssen, wenn sie die sechs Grundschuljahre beendet haben, von ihren Grasdachhütten nach Tolé gehen, um dort die restlichen Schuljahre (bis zum Abitur) zu absolvieren. Viele der dort wohnenden Latino - Familien nehmen gern einen „Cholo“ in ihr Haus auf, wie sie die Indianerkinder verächtlich nennen, weil diese so scheu sind und alles was es an Arbeiten im Haus gibt, ohne Widerspruch tun und sie dann wie Sklaven von ihnen behandelt werden. Mir legte sich diese Not seit langer Zeit wie eine schwere Last aufs Herz, doch wusste ich nicht, wie dem abzuhelpen sei.

Bei meinem letzten Heimataufenthalt 1994/95 wurde mir ganz unerwartet von einer Missionsfreundin eine größere Gabe überwiesen: Für die Missionsarbeit in Panama. – „Danke HERR, doch wofür?“ fragte ich im Gebet. Als Antwort darauf wurde ich an die Indianer-Schüler in der sehr gottlosen Stadt Tolé erinnert. Ja, sie brauchen einen Schutzort, wo sie wohnen und betreut werden und von wo aus sie zur Schule gehen können.



Ich schrieb an die leitenden Brüder des Guaymi - Kirchenbundes und diese antworteten mir sogleich, dass sie diese Not schon lange in ihren Herzen und Gebeten bewegt hätten und sie froh wären, wenn wir ihnen helfen könnten. Auch manchen Beterinnen gab ich dies Anliegen weiter, das sie auf ihr betendes Herz nahmen.

Ja, wir sollten ein Haus für diese Kinder haben, beschlossen die Brüder der Kirchenleitung und suchten nach einem geeigneten Platz dafür. Auf dem Gelände des früheren Missionsgrundstückes, das den Guaymi - Kirchen übergeben worden war, sollten wir ein Haus für

Oberschülerinnen bauen und am anderen Ende eines für die Jungen!

Es war dann wunderbar zu sehen, wie Gott für alles sorgte, für das benötigte Geld durch Missionsfreunde, denen Gott das Herz bewegt hatte, für den geeigneten Baumeister und für die benötigten behördlichen Genehmigungen. Alles wurde in relativ kurzer Zeit geschenkt, nachdem ich Ende Juni 1995 nach Panama zurückkehrte. Der jung gläubige Baumeister Pablo A., Sohn des hiesigen Laienpastors, hatte erst vor nicht langer Zeit sein Universitäts-Studium im Bauwesen abgeschlossen und war eifrig in Kinder- und Jugendarbeit der Kirche tätig, war aber ohne Arbeit. Er nahm das Angebot des Internatsbaus in Tolé (150 km von Boquete entfernt) an und zeichnete die Pläne. Trotz einiger fehlender Grundstückspapiere erhielt er sofort die Genehmigung zum Bau, dessen Beginn er zum 6. November geplant hatte. Ich war erstaunt, wie er für sich und seine zwei Helfer alles genau geplant und ausgearbeitet hatte. Die Arbeit für jede Woche, bis zur Fertigstellung des Baus nach vier Monaten, die benötigten Materialien und die Kosten dafür. Aber noch mehr staunte ich, dass alle Material - Lieferungen zur rechten Zeit kamen, und dass fast ohne Verzögerungen die Zeitpläne eingehalten werden konnten, was in Panama fast nie der Fall ist. Nebenbei konnten auch noch die beiden eingeplanten Kinderbibelwochen und ein Jugendlager von Pablo und einem seiner Helfer durchgeführt werden.

Auch der Kostenvoranschlag stimmte fast genau mit den Ausgaben überein. Zwei Schweizer Missionare halfen beratend und mit manchen Material-Transporten und auch bei besonders schwierigen Arbeiten, wie beim Schweißen der Metall - Dachstützen und Türen. Gott bewahrte vor Unfällen und anderen Schwierigkeiten. Fast jedes Wochenende kam Pablo zu mir und berichtete von

der Arbeit der vergangenen Woche und rechnete ab, und ich konnte ihm das für die kommende Woche benötigte Geld geben, für die Arbeiter und Materialien zum Bau. Und wir legten in Gebetsgemeinschaft mit Dank und Bitte alles dem HERRN hin.

Zu Beginn des neuen Schuljahres am 1. April war alles fertig und einzugsbereit: die Wände gestrichen und die zweistöckigen Betten in den drei großen Schlafräumen. Alles war sehr schön geworden und wurde von allen bewundert. Am 8. April konnten wir mit Lob und Dank gegen Gott IHM das Haus weihen, in dem jetzt zwölf Jungen wohnen, während die fünf Mädchen provisorisch in einem alten Haus auf dem ehemaligen Missionsgelände untergebracht sind. Soweit wir jetzt sehen können, planen wir für das nächste Schuljahr, wahrscheinlich im Herbst ein zweites Haus zu bauen, das für die Mädchen sein soll.

Der Leiter des Guaymi - Kirchenbundes Julio J. wohnt mit seiner Familie auf dem gleichen Gelände und betreut vorläufig die 17 Oberschüler, bis die geeigneten Hauseltern gefunden sind. Diese 17 Schüler benötigen sehr der Fürbitte. Nicht alle sind gläubige Christen und bei einem engen Zusammenleben außerhalb ihrer Familie treten immer Probleme auf, auch bei den sonst friedlichen, aber sehr individualistischen Guaymi. Danke für alle Gebetshilfe und liebendes Mithelfen!

DER FRIEDE GOTTES, DER HÖHER IST ALS ALLE VERNUNFT, BEWAHRE EURE HERZEN UND SINNE IN CHRISTUS JESUS.

Philipper 4,7

Das irdene Gefäß

WIR HABEN ABER DIESEN SCHATZ IN IRDENEN GEFÄSSEN, DAMIT DIE ÜBERSCHWENGLICHE KRAFT VON GOTT SEI UND NICHT VON UNS!"

2. Korinther 4, 7

Wir hatten gerade diesen Text mit meinen drei Mädchen und den zwei Helfern bei der Kinderbibelwoche in unserem Haus gelesen und besprochen, als sich der Fall ereignete, bei dem das Irdene Gefäß einen empfindlichen Sprung erlitt! Es war um die Mittagszeit am 4. Februar, als ich auf der sehr glatten Terrasse vor unserem Haus ausglitt und auf dem rechten Oberschenkel hart aufschlug. Ein gefährlicher Riss, der die obere Hälfte dieses langen Knochens zersplitterte, wurde bei den Röntgenaufnahmen im 50 km entfernten Privatkrankenhaus in David festgestellt, sodass der Orthopäde Dr. Baez gleich die Operation vorbereiten ließ, die am gleichen Abend durchgeführt wurde. Eine lange Metallplatte mit 13 Schrauben wurde eingesetzt, um den geborstenen Knochen zu stabilisieren.

Nur vier Tage war ich im Krankenhaus, wo mich die dortigen Krankenschwestern und einige meiner Mitmissionare liebevoll betreuten und Abelina die Nächte bei mir war. Das Ambulanz - Auto brachte mich dann zu der Schweizer Missionars - Familie Mannale, bei denen ich mich noch zwei Wochen erholen konnte, bis die Wundklammern entfernt werden konnten. Seit dem 21. Februar bin ich nun wieder im kühlen Boquete, allerdings im Gästehaus, wo alles zu ebener Erde ist, und lerne hier, zuerst im Rollstuhl, dann mit einem Gehgestell, langsam wieder zu gehen. Ich bin dankbar, dass die Beweglichkeit des angeschlagenen Beines langsam wiederkommt und dass ich soviel Liebe und Fürsorge erfahren darf.

Beim Nachdenken über diesen „Fall“ und der Frage nach dem „Wozu“, - wurde ich an das Wort aus Psalm 118,13 erinnert: „Du hast mich hart gestoßen, dass ich fallen sollte, aber der HERR half mir!“ Aus dem Zusammenhang konnte ich ersehen, dass dieses „du“ kein anderer als der altböse Feind sein

konnte, dem der HERR dazu die Erlaubnis gab, damit ER in der Not mir helfen konnte und ER mich manches lehren konnte, was ich anders nicht hätte lernen können. „Durch Leiden vollkommen gemacht“ wurde JESUS, unser großer Hoher Priester, wie sollte ER nicht auch uns hin und wieder ein Leiden auferlegen, dass wir IHM darin ähnlich werden in der Gemeinschaft seiner Leiden?

Ich lerne es, zu warten und von anderen in den kleinsten Dingen abhängig zu sein, denn man braucht ja beide Beine, um von einem Ort zum anderen zu kommen! „... aber der HERR hilft mir“ denn der HERR ist meine Macht und mein Psalm und ist mein HEIL!“ Psalm 118, 14.

7 INDIANDERGESCHICHTEN

Josué, der Indianer, der Gott gefallen wollte

**LEHRE MICH TUN NACH DEINEM WOHLGEFALLEN, DENN DU BIST MEIN GOTT, DEIN GUTER
GEIST FÜHRE MICH AUF EBENER BAHN**

Psalm 143, 10

Josue` war ein typischer Bergindianer, vom Stamme der fast 100 000 Menschen zählenden Guaymi - Indianer. Er liebte seine schöne Bergheimat, und wohnte am Fuße des großen Felsberges, der „Weißer Felsen“ hieß. Er war der von allen geachtete Chef eines großen Familien-Klans, der bei den Einführungsfesten für die Indianerjungen einer der Leiter war und bei den Trink- und Tanzfesten mit ihren grausamen Rivalitätsspielen meist als Sieger hervorging, und dann die Ehre hatte, die Frauen der Verlierer mit sich nach Hause zu nehmen. So hatte er fünf Frauen, die er, da er viel Landbesitz hatte, gut versorgen konnte. Er wusste um die alten Guaymi - Stammes Mythen, um die lustigen und listigen Tiergeschichten, um die Weit der bösen Geister, die hinter seinen Kühen her waren, sodass diese oft von den steilen Berghängen abstürzten und sie dann von den Geistern aufgefressen wurden... Auch wusste er um Ngöbö, den großen Schöpfergott, der die Welt geschaffen hatte, der auch die Menschen gemacht hatte, sich dann aber über die Wolken zu „dem Platz dort oben“, wie man den Himmel nannte, zurückzog und nur noch durch die Zauberer mit den Menschen verkehrte. Er gab den Menschen wohl zu essen, aber er holte sich dann, wenn er Hunger hatte, einige von ihnen und aß sie auf! Darum hatten die Indianer furchtbare Angst vor diesem großen Schöpfergott und taten alles, um ihn nicht zu erzürnen, oder ihn zu überlisten.



Als Jose` etwa 50 Jahre alt war, hörte er von zwei weißen Frauen, „Gringas“ nannte man sie, die von weit her gekommen waren, und für die Kranken gute Medizin mitgebracht hatten, die oft besser helfen sollten, als die Kräutermedizin, die ihre Medizinmänner oft gegen hohes Entgelt den Indianern gaben. So konnte man ja, wenn die Medizin des Zauberdoktors nicht half, zu diesen Gringas gehen! Und so kam dann Jose` auch einige Male von seinem Felsenberg zu unserem kleinen weißen Holzhaus auf dem Bergrücken, der Chichica hieß, und erbat sich Medizin, die meist in kleinen runden weißen

oder bunten Kügelchen den Kranken gegeben wurde. Natürlich halfen die bunten, besonders die roten Kügelchen mehr als die weißen, und sicher waren zwei oder drei davon besser als nur eins!! Jose` brachte auch meistens ein Huhn als Bezahlung mit, obgleich die Gringas keine Bezahlung verlangten. Doch die Geschichten von dem „Gott der Gringas“, dem Ausländergott interessierten ihn wenig, der war ja nur für die Gringas da und nicht für die Indianer. Außerdem sprach dieser Gott nur spanisch und kannte die Guaymi Indianersprache nicht.

Eines Tages stand Jose' vor dem großen "Weißen Felsen", der zu seinem Landbesitz gehörte und sah bewundernd zu ihm hinauf. Wer hat denn nur diesen großen Berg dorthin gestellt? fragte er sich. Den hat doch Ngöbö, der große Schöpfergott, dahin gestellt, der muss aber sehr stark sein, folgerte er. Einige Tage später stieg er, schnell und leicht, wie eine Bergziege, den steilen Berg hinauf und sah da weit unten dem großen Meer, dem Pazifischen Ozean, mit seinen dauernd zum Strand heranrollenden Wellenbergen bewundernd zu. Dieses große Meer hat ja gar keinen Anfang und kein Ende, dachte er, das hat doch auch Ngöbö gemacht, da muss er aber noch viel größer sein, als das große Meer, das er gemacht hat! Ja, Ngöbö ist sehr groß! folgerte er.

Heiß schien die Tropensonne auf ihn herab und er versuchte hinauf zu schauen, musste aber gleich seine Augen schließen, weil die Sonne so hell war, dass ihm die Augen geblendet wurden. Die Sonne ist doch auch von Ngöbö gemacht worden, dachte er, Ngöbö muss aber noch so viel heller sein, als die helle Sonne, die er gemacht hat, sagte er sich. Am späten Abend schaute er wieder zum Himmel hinauf und sah die Heere der unzähligen Sterne am dunklen Himmelszelt, die er so oft schon bewundernd gesehen hatte, wie sie immer wieder jede Nacht heraufkamen und ihre Bahnen zogen, dass man danach die Nachtstunden bestimmen konnte. Ngöbö, der große Schöpfergott, der auch alle diese Sterne gemacht hatte, muss aber sehr weise sein, sagte er sich.



Am nächsten Tage sah er an den Berghängen und an den Bergbächen viele schöne bunte Blumen wachsen, die er immer wieder staunend bewunderte und sagte sich: Alle diese schönen Blumen mit soviel Farben und Formen hat doch auch Ngöbö gemacht, der muss doch auch noch so viel schöner sein als die Blumen, die er erdacht und gemacht hat!

Als er zu seiner Grasdachhütte zurückging und an den vielen Bananenstauden und Zuckerrohrpflanzungen und Jukafeldern und den vielen Orangenbäumen vorbeikam, sagte er sich: Alles dies hat doch auch Ngöbö gemacht und wachsen lassen, damit wir etwas zu essen haben, Ngöbö muss aber sehr gut sein! Nein, ich glaube nicht, dass er uns essen will, er muss wirklich gut sein und uns lieb haben! Dieser Gedanke, der so ganz seinem bisherigen Denken entgegen war, machte ihn sehr glücklich, und ein anderer Gedanke, der ihn noch glücklicher machte, wurde ihm noch dazu gegeben: Wenn Ngöbö, der große Schöpfergott, so gut ist, und so stark und groß, wie das weite Meer ist, und so hell und so weise und so schön, warum sollte ich dann nicht alles lassen, was er hasst und nur tun, was er liebt? Ja, das will ich tun, entschloss er sich sogleich und überlegte, was es wohl sein könnte, das Ngöbö hasst, und was er, Jose' von nun an lassen sollte: Nun, das Sich-Betrinken und die damit verbundenen Faustkämpfe, die immer mit blutigen Wunden und Hass beim Besiegten enden, die hat der gute Schöpfergott nicht gern, darum will ich mich nicht mehr betrinken, entschloss er sich. - Er ging sogleich zu seiner Familie und verkündete ihnen diesen seinen Entschluss. Doch sie reagierten nur mit Lachen und den Bemerkungen: Jose', bei dem nächsten Trinkfest wirst du dich aber ganz sicher wieder betrinken und mit deinen Gegnern kämpfen! Doch Jose' bezeugte es mir, als er mir erzählte, wie er zum Glauben kam, dass er sich nicht mehr betrinken musste und ihm auch keiner Alkohol einflößen durfte, wie man ihm gedroht hatte, denn Gott hatte ihn bewahrt!

Aber was liebt denn der große Schöpfergott Ngöbö, das ich tun sollte, woran er auch wirklich Gefallen hat, fragte er sich und fand keine Antwort darauf. Dann erinnerte er sich, dass da auf einem anderen Berg, nicht so weit von ihm entfernt, eine Gruppe von Indianern wohnte, die das „Buch Gottes“

hatten. Da einige von ihnen lesen konnten, er selbst konnte ja nicht lesen, könnten sie ihm sicherlich sagen, was Gott liebt und was er zu tun hätte, um ihm zu gefallen. So ging er dorthin und fragte diese Indianer, was er denn tun müsste, um Gott zu gefallen. Sie antworteten ihm: Jose', Gott liebt dich so sehr, dass er seinen eigenen einzigen Sohn vom Himmel auf die Erde geschickt hat, um uns gut zu machen! - Aber ich bin doch so schlecht und habe viel Böses getan, Gott kann mich doch gar nicht lieben, ich muss doch erst etwas Gutes für ihn tun! sagte Jose'. - Nein, Jose', Gott hat alles schon getan, um das Böse aus deinem Leben wegzunehmen, denn er hat seinen einzigen Sohn an einem Kreuz sterben lassen, damit alles Böse, was du und wir getan haben, weggenommen werden würde. Du brauchst gar nichts mehr dazu zu tun, nur an IHN glauben und IHM danken! wurde ihm gesagt. Fassungslos hörte Jose' zu und sagte nur: Gracias Ngöbö, Du hast mich lieb, obwohl ich soviel Schlechtes getan habe, gracias! - Da die Guaymi-Sprache kein entsprechendes Wort für danke hat und man auch nie danke sagen würde, gebrauchte Jose' das spanische Wort „gracias“, um seinen Dank Gott gegenüber auszudrücken. Die an Jesus gläubigen Guaymi-Brüder erzählten ihm noch vieles mehr von der Liebe Gottes und dem, was Jesus für uns getan hat. Auch dass wir Menschen mit IHM reden dürfen, sagten sie ihm und das beglückte Jose' so ganz besonders. Es musste ja allerdings in spanisch sein, da das Buch Gottes, die Bibel, die die Indianerbrüder hatten, in Spanisch war, also musste man mit Gott in spanisch reden! Doch mit seinem mangelhaften spanisch redete er von nun an mit diesem großen, liebenden Gott, der durch seinen Sohn Jesus auch sein Vater geworden war!

Jose' wurde ein Beter, wie ich selten einen getroffen habe. Immer wieder spürte man in seinen Gebeten das große Staunen über solch einen liebenden und doch so großen und allmächtigen Gott und Vater. Morgens, lange vor Sonnenaufgang, begann er laut zu beten, sodass alle, die in seiner sehr großen Grasdachhütte auf den Bambusbetten schliefen, es hören konnten: Vater, DU hast die Welt geschaffen, sie ist Dein, wir danken Dir dafür. Du hast uns Menschen geschaffen, wir gehören Dir, DU hast uns lieb, wir danken Dir dafür! DU hast uns Deinen lieben einzigen Sohn gesandt, dass ER uns von Satan und Sünde erlöste, wir sind Dein, ich danke Dir dafür. Jesus DU bist am Kreuz auch für meine Sünde gestorben, ich bin Dein, ich danke Dir dafür. Jose' zählte jede einzelne Erlösungstat Gottes auf und dankte IHM dafür. Danach ging er zur Fürbitte über für seine Familie und die Menschen seiner Umgebung, die noch so harte Herzen haben Gott gegenüber, dass ER ihre Herzen doch weich machen wolle, dass sie auch zu Jesus kommen und gerettet werden. Und so entstand durch Jose's Gebet eine lebendige Kirche, für die er selbst Kirchenhütten baute, dass dort das Wort Gottes verkündigt werden könnte. Er organisierte auch Bibelkonferenzen an seinem Ort, zu denen über tausend Menschen herbeiströmten und für die dreitägigen Konferenzen spendete er selbst die dafür nötigen Lebensmittel für das Essen.

Als er uns einmal in Tole' besuchte und sich auf einer Bank etwas ausruhte von der zwölfstündigen Reise zu Fuß und zu Pferd, setzte ich mich neben ihn und wollte ihn vieles fragen. Doch er antwortete mir: Carlota, bevor ich mit Dir rede, möchte ich erst mit Gott reden und Ihm danken! - Zuerst Gott, dann erst alle anderen!

Durch seinen ununterbrochenen Gebetsumgang mit Gott hatte er fast eine prophetische Schau, nicht in Visionen oder Träumen, sondern ein Wissen um Gottes Willen in jeder Lage. Als ich ihn einmal besuchte, durfte ich in einer neuen Grasdachhütte schlafen, die er extra für Besucher gebaut hatte. Aber eine giftige Schlange hatte doch an einem Morgen ihren Weg in unsere Hütte gefunden und sich dort irgendwo versteckt. Ich lief zu Jose' und sagte: „Jose', Culebra! Eine Schlange ist in unserem Haus!“ Er lief so schnell, dass ich nicht mitkam zu unserer Hütte, schnitt sich im Laufen einen dicken Ast von einem Baum ab und suchte und fand schließlich die Schlange und tötete sie. – „Das ist aber eine ganz besonders giftige Schlange, für die es kein Heilmittel gibt! Die hat der Teufel Euch gesandt, aber Gott

hat Euch bewahrt vor dieser Schlange, danke, Vater!“ – Wie dankten wir unserem himmlischen Vater für Seine Bewahrung! Als wir am nächsten Morgen ganz früh los reiten wollten, um in drei Stunden in Chichica in unserem Holzhäuschen zu sein, kam er mit vielen anderen noch zur Verabschiedung und betete für unsere Reise: „Carlota wird um zwei Uhr in Chichica sein, Vater bewahre sie auf dem Ritt unterwegs und lass es nicht eher regnen!“ betete er. Ich dachte: Wie kommt er darauf zu sagen, dass wir um zwei Uhr erst in Chichica sein würden? Ich wollte doch ganz früh schon am Vormittag dort sein! Doch unsere Pferde gingen diesmal so langsam und grasten friedlich immer wieder, dass wir gar nicht vorwärts kommen konnten. Wir hörten schon den Donner rollen und sahen die dicken Regenwolken heraufziehen. Mit letzter Kraft ritten wir in unser Gehege am Haus hinein, sprangen ab vom Pferd und da begann ein wolkenbruchartiger Regen herunterzuprasseln. Ich sah nach der Uhr: es war zwei Uhr und wir waren zu Hause im Trockenen!

In den letzten Jahren seines langen Lebens wurde Jose' blind, doch er verlor sein fröhliches Lachen nicht und blieb weiter mit dem HERRN JESUS im Gebet verbunden. Als er wusste, dass der HERR ihn rufen würde und es heimwärts in die Gegenwart Gottes ging, rief er seine Familie an sein Bett und betete für sie alle und segnete sie. Danach legte er sich hin und schlief im Frieden ein, um in der Herrlichkeit bei Jesus aufzuwachen und mit neuen Augen IHN zu sehen, dem er sein Leben gegeben hatte und dem er allein gefallen wollte. „Lasset uns IHN lieben, denn ER hat uns zuerst geliebt!“ das war der Grundton seines Lebens.

Der obige Bericht wurde im Januar 2000 von Charlotte Teubner, in Stadthagen Deutschland geschrieben. Sie hatte Jose schon kurz vor seiner Bekehrung kennen gelernt und lebte 37 Jahre in Panama und wohnte unter den Guaymi-Indianern. Jose wurde etwa 90 Jahre alt, man weiß sein Alter nicht genau, weil damals die Geburtsdaten nicht registriert wurden. Wir hätten den von allen geliebten Bruder gern zu einer Augenklinik geschickt, wo man ihm sicher mit einer Staroperation das Augenlicht hätte wiedergeben können, doch er weigerte sich, sein inneres Auge jedoch blieb ungetrübt. Er betete jeden Tag für viele Menschen, die er kannte, mit Namen, auch besonders für „Carlota“, die Missionarin, die von weither gekommen war, um ihnen von der Liebe Gottes durch den Kreuzestod Seines geliebten Sohnes Jesus für unsere Sünden zu sagen, damit sie von dem ewigen Verderben erlöst würden und ewiges Leben bei Gott hätten.

SO SEHR HAT GOTT DIE WELT GELIEBT, DASS ER SEINEN EINGEBORENEN SOHN GAB, AUF DASS ALLE, DIE AN IHN GLAUBEN NICHT VERLOREN WERDEN, SONDERN DAS EWIGE LEBEN HABEN.

Johannes 3,16

Hoffnungslose Fälle?!

Sollte dem HERRN etwaz unmöglich sein?

Genaro M. war für mich ein hoffnungsloser Fall. - Er kam von der anderen Seite der Berge, wo die dort ansässigen Indianer viel rauher und grausamer sind, als die schon etwas „zivilisierteren“ Indianer auf „unserer Seite“ im Bergland von Chiriqui.--

Bei den Guaymi Indianern gilt es als die größte Ehre, wenn ein Mann im Faustkampf den anderen besiegt, indem er mit seinen Fäusten auf den anderen einschlägt, solange bis dieser blutend am Boden liegt. Doch dürfen beide nur mit ihren Fäusten dem anderen ins Gesicht schlagen, an keine andere Stelle des Körpers!—Doch nur in betrunkenem Zustand und vor den Augen einer Zuschauermenge wird dieser Faustzweikampf ausgeführt und beide Männer werden von „ihrer Seite angefeuert“ weiter zu schlagen, bis der andere bewusstlos am Boden liegt! – Nicht nur in den Bergen, besonders bei den

heidnischen „Balseria“ Festen finden solche Zweikämpfe statt, aber auch sogar in den Städten und auf den Strassen, wie z.B. in Boquete, sodass die „zivilisierten Latinos“ sich den wilden Indianern haushoch überlegen fühlen! ---

Genaro war einer, der in der Wildnis, wo er aufgewachsen war, schon etwas von der Feindesliebe im Evangelium gehört hatte, doch von Hunger und Abenteuerlust getrieben war er über die Berge gewandert, wo er Arbeit auf den Kaffeefarmen von Boquete fand und Geld verdiente, was er zum Kauf von alkoholischen Getränken verbrauchte. - Auf den Farmen, wo alle eng zusammengedrängt wohnen, fand er schliesslich Kumpels, die ihn zum Zweikampf aufforderten. Und so ging er nach einigen Versuchen, die hiesige Indianerkirche zu besuchen, mit den anderen Indianern nach jedem Geldempfang zu einem ausführlichen Trinkgelage, was meist mit einem Faustkampf mit anderen, die ihn „beleidigt“ hatten, endete. So fand ich ihn oft vor einem der kleinen Läden stehend mit verschollenem Gesicht an und mit lallender Stimme sage er: „Carlota, wann ist der Gottesdienst bei Euch?“ - „Das weißt du doch, Sonntag vormittag um ein halb zehn Uhr!“ – „Ja, ich komme nächsten Sonntag zu Euch!“ - Doch dabei blieb es; Genaro kam nicht vom Trunk los, doch wir fingen an, für ihn zu beten, auch sein zehnjähriger Sohn, der schon als Kind zum Glauben an Jesus, den Retter auch vom Alkohol, gekommen war. ER kam ja, um zu suchen und selig zu machen, was verloren ist—auch Genaro! Aber dann, an einem Sonntagmorgen, als ich in die Kirche trat, sah ich zu meinem großen Erstaunen Genaro mit seinem Söhnchen stehen und ich fiel ihm vor Freude um den Hals (was man bei Indianern nicht machen darf) und sagte: „Genaro, wie freue ich mich, dass Du nun endlich gekommen bist!“ .Doch diese Freude währte nicht lange, denn als er wieder mit seinen alten Kumpels zusammen war, die ihn wegen seines Kirchenbesuches hänselten, war er wieder im Zweikampf verwickelt!-- Doch dann kam unser treuer Evangelist Daniel, der auch von der „anderen Seite der Berge“ kam und ihn kannte, und sprach lange mit ihm, und Genaro übergab Jesus sein Leben!

Jesus, der Sohn Gottes, hatte auch bei ihm die Bande der Trunkenheit besiegt, als ER am Kreuz auch für Genaros Sünden starb. -

Nun fing für Genaro ein neues Leben an, das merkten besonders seine Frau und ihre fünf Kinder. Aber auch die ungläubigen Indianer, die mit ihm auf einer der weltfernen Farmen am Fuße des höchsten Berges von Panama wohnten und arbeiteten, und Genaro fing an, kleine Zeugnisgottesdienste zu halten, und, was er von Jesus, dem starken Erlöser wusste, weiterzugeben, und las aus der Bibel vor. Bruder Daniel besuchte und ermutigte ihn jedesmal, wenn er nach Boquete kam.

Doch dann kam der altböse Feind wieder zu ihm „zu Besuch“ und verführte ihn zu einem kleinen „Trank!“ - Doch diesmal meldete sich sein Gewissen und klagte ihn an und wieder war es Bruder Daniel, der mit ihm reden und beten und ihn zurecht -bringen konnte. Als ich ihn dann, da er jetzt näher bei der Stadt wohnte, in der Kirche sah, begrüßte ich ihn freudig mit seiner Frau und dem jüngsten Kind und er bat um Fürbitte für seine Frau, die sehr elend war und kaum mehr essen konnte. Gott erhörte unser Gebet und heilte die Frau. Genaro sah ich dann fast jeden Sonntag im Gottesdienst mit einem so befreiten Lächeln, wie ich es vorher nicht für möglich gehalten hätte! – Ja, bei Gott sind alle Dinge möglich, DANKE, HERR JESUS!

Dem anderen Genaro M. begegnete ich bei unserer kleinen Donnerstagabend Indianer Bibelstunde, die ich in unserem Hause hielt. Er war mit der Tochter eines gläubigen Indianerbruders verheiratet, die eifrig zu unseren Bibelstunden mit ihrem Vater und drei Kindern kam. Und einmal war auch Genaro, ihr Mann, dabei. Ich begrüßte ihn und fragte ihn, warum er denn so traurig dreinschaute, was er mir natürlich nicht beantworten konnte. – Doch die biblische Botschaft, die ein Indianerbruder in seiner

Sprache gab, bewegte ihn, und als dieser nach der Bibelstunde noch lange mit ihm über den Weg des Heils persönlich sprach, übergab Genaro dem HERRN Jesus sein Leben.- Von da an wandelte sich sein trauriger Gesichtsausdruck völlig und ich staunte über sein strahlendes Gesicht. Er kam danach regelmäßig mit seiner Familie zu unseren Bibelstunden. Doch als er auf eine andere Farm versetzt wurde, kam er nicht mehr, es war zu weit, - oder?! Er irrte vom rechten Wege ab, und ich hörte, dass er sich weit entfernt hatte und keine Gemeinschaft mehr mit dem HERRN und Seinen Kindern hatte. So kam er am letzten Sonntagnachmittag zu uns, und er sprach lange mit mir und erzählte mir von dem tiefen Fall, den er getan hatte. Doch er wolle zurück zum HERRN kommen, sagte er mir. Ich konnte ihm aus dem Worte Gottes den Weg der Rückkehr zeigen, und er wollte dies annehmen. Knieend betete er, was er selbst vorschlug, bekannte seine Sünden und nahm die Vergebung an. Welch eine Freude der Vergebung wurde auch bei ihm sichtbar! JA, JESUS nimmt die Sünder an:

*„JESUS nimmt die Sünder an, saget doch dies Trostwort allen,
welche von der rechten Bahn auf verkehrten Weg verfallen.
Hier ist, was sie retten kann: JESUS NIMMT DIE SÜNDER AN!“*

Krankheiten -- woher kommen sie?!

Das ist die große, fast unlösbare Frage, die alle Guaymi bewegt und die besonders die Mütter immer wieder um das Leben ihrer Kinder bangen lässt. Der einzige, der ihrer Meinung nach helfen kann, ist der Zauberer oder Schamane, der Macht über die bösen Geister hat, denn alle Krankheit, so sagt man, wird verursacht durch böse Geister, die aktiv werden, wenn ein Feind der Familie einen Zauberfluch ausspricht! Dann wird jemand aus dieser Familie, meist das jüngste Kind, schwer krank und stirbt. — Der Zauberer muss aber vorher noch herausfinden, wer diesen Fluch ausgesprochen hat, um dann den Zauberfluch auf den betreffenden zurückzuschicken! Dieser wird dann krank und stirbt und das kranke Kind wird dann wieder gesund!! So ist das Leben der Guaymi-Indianer ein steter Kampf um das Überleben und die Bestrafung der Ausrottung ihrer vermeintlichen Feinde!

Doch eine der tödlichsten Krankheiten sind die Masern, gegen die die Guaymi keine Abwehrkräfte haben und die sich schnell ausbreiten in den Familien, die in ihren Hütten so eng beieinander wohnen. Da bringt man uns einen etwa zwölfjährigen Jungen mit Namen Basileo nach Chichica. Seine Eltern gehören der Mama-Tschi-Religion an und hatten schon ihren Sohn zum Zauberer gebracht, der aber nicht heften konnte! Die Mutter, eine schon ältere, finstere Frau, sagte uns, dass wir ihren Jungen schnell „heilen“ sollten, denn sie müsste gleich wieder nach Hause gehen! Doch Basileo war am Rande des Todes. Unsere Krankenschwester Nies zählte den Puls, etwa 180, und der zähe Schleim in beiden Lungen ließ dem Jungen kaum noch die Möglichkeit zum Atmen. Wir standen ratlos am Lager des in den letzten Zügen liegenden Kindes. Doch ein junger Guaymi Bruder, der mit uns in der Krankenhütte war, erklärte den heidnischen Eltern, dass hier nur noch der Allmächtige Gott helfen könnte durch ein Wunder Seiner Macht. Doch ER sei groß und habe sie so lieb, dass ER dies tun könnte, wenn wir IHN darum bitten würden. Die Eltern willigten zögernd ein, dass wir für das sterbende Kind beten sollten. Während des Gebetes bemerkte ich, wie der Junge sich zu räuspern begann, wozu er vorher gar keine Kraft hatte und es schien uns, als ob der zähe Schleim in den Lungen in Bewegung geriet. Mit flüsternder Stimme verlangte er nach Wasser, was, wie der Zauberer sagte, dem Kranken schaden würde und als wir es ihm gegeben hatten, begann er zu husten, und wir merkten, dass Gott hier ein Wunder getan hatte. Der Puls begann sich zu verlangsamen, sodass wir ihn, nachdem wir ihm einige Bibelverse in seiner Sprache vorgelesen hatten, mit seinen Eltern alleinlassen konnten. Am Morgen sahen wir dann, dass Gott wirklich Gnade zum Leben gegeben hatte, und er begann sich langsam zu

erholen. Über eine Woche lang konnte er nicht sprechen, so ausgedörrt war er, doch dann lächelte er glücklich, wenn wir in seine Hütte zu ihm kamen.

Inzwischen waren seine anderen Geschwister daheim auch von Masern angesteckt worden und die Mutter drängte darauf, dass wir Basileo „schnell heilen“ sollten, dass sie nach Hause zu den anderen kranken Kindern gehen konnten. Als der Vater dann schließlich heimging mit Medizin, die wir ihm mitgegeben hatten, fand er eins seiner Kinder tot zu Hause. Es war am Abend bevor er kam, gestorben. Nun beeilte er sich, die anderen kranken Kinder und Familienglieder, darunter auch zwei junge Frauen, zu uns zu befördern, damit sie nicht auch noch sterben würden. So hatten wir nun fünf kranke Kinder und zwei junge kranke Frauen in unserer kleinen Krankenhütte. Das zweieinhalbjährige kleine Mädchen kam so ausgedörrt bei uns an, dass es auch ein „hoffnungsloser Fall“ zu sein schien! Es hatte sechs Tage lang nichts mehr getrunken und die Leute glauben der Lüge des Zauberers, dass das Wasser den Fieberkranken schadet! So waren die Augen ganz eingesunken, die Gesichtshaut verdorrt und der Mund mit einer dicken Kruste bedeckt, ebenso die Zunge, die blutete, als Nies versuchte den Mund zu reinigen. Es war so schwer, der jungen Mutter beizubringen, dass sie dem Kinde dauernd etwas zu trinken geben müsse. „Es will nicht trinken!“ war ihre Entschuldigung und so lassen sie das Kind lieber sterben, als einem Kinde gegen seinen Willen etwas zum Trinken zu geben, zumal die Mutter immer noch glaubt, es könne dem Kinde schaden, und dann sind wir schuld an dem Tode ihres Kindes. Wir beteten um Weisheit, denn auch von uns wollte das Kind keinen Löffel Wasser annehmen. Da gab uns Gott den Rat, es doch mit warmem süßen Tee zu versuchen- und siehe da, das Kind schlürfte dankbar den süßen Tee und bald merkten wir, wie die eingefallenen Augen sich wieder zu „runden“ begannen, und auch die Gesichtshaut wieder normal auszusehen begann!! Welche Freude! Danke, HERR Jesus! Und bald konnte die ganze Familie mit der einfachen Wasser- oder Tee-Diät wieder gesunden und dann fröhlich nach Hause reiten oder gehen!

Einige Zeit später hatten wir uns vorgenommen, einen Besuch am Weißen Felsen zu machen, der spitz von den anderen Bergen der Umgebung absticht und den man auch besteigen kann, weil dort der gläubige Bruder José wohnt, der ihn oft besteigt, weil er zu seinem Landbesitz gehört. Unterwegs hörten wir, dass in der dortigen Gegend viele an Masern erkrankt seien. Nies, unsere holländische Krankenschwester hatte sich deshalb schon mit Penicillin Spritzen eingedeckt und so ritten wir los, vier Reiter auf zwei Pferden!! Die Leute, denen wir unterwegs begegneten, erzählten uns von den sechs Masernkranken, die dort schon in den letzten Tagen gestorben seien. Nach fünfstündigem Ritt sahen wir nun tief im Tal unten ein halb zerfallenes Haus, in dem schon einige der Masernkranken gestorben seien. Auf dem Wege dorthin sahen wir zwei rohe Holzkreuze und dazwischen ein kleines aus Stöckchen gefertigtes Kästchen, das mit Steinen beschwert war. Und auf den drei zur Hütte führenden Pfaden sahen wir diese merkwürdigen Kreuze und Kästchen. Unser Indianerbruder, der mit uns ritt, erklärte uns, dass dies „Geisterfallen“ sind, da die bösen Geister die Menschen töten wollen, aber in diesen Kästchen gefangen werden, sodass sie nicht zu den Kranken können. Wir kletterten darüber hinweg und sahen in der Hütte etwas wie einen „Käfig“, der mit langen Farnkräutern besteckt und mit Ranken zugebunden war. Darin lagen stöhnend zwei schwerkranke junge Frauen, dann eine Mutter, die ihr schwer atmendes Kind von einem Jahr verzweifelt an die Brust drückte und ein ca. achtjähriges Kind mit seiner Mutter in der Ecke der Hütte! Draußen saß ein junger Mann und bewachte die scheinbar dem Tode Geweihten. Wir fragten ihn, ob wir den Kranken Medizin geben dürften. Er sagte nur „Der „Besitzer“ der Kranken ist nicht hier!“, doch er zwinkerte mit den Augen, was heißen sollte, - „Ja“! - Nies gab ihnen die Penicillin Spritzen und ich flösste den Kranken Wasser in den Mund, was sie gierig tranken. Wir gaben ihnen die Medizin im Namen Jesu und mussten wieder weiter reiten. Doch ein schwacher Hoffnungsschimmer lag nun über der Hütte des Todes. Und als wir am nächsten Morgen wieder vorbei ritten auf dem Wege nach Chichica, sahen wir, wie die Todgeweihten uns fröhlich

zuwinkten, nachdem wir ihnen noch einmal Wasser und Medizin verabreicht hatten! Die Hütte des Todes war zum Haus des Lebens geworden! Und bald konnte das Evangelium in dieser weltfernen Gegend Fuß fassen und viele kamen zum Glauben und eine lebendige Kirche entstand dort, wo die bösen Geister solange gehaust hatten mit ihren todbringenden Lügen! Jesus der Lebensfürst hatte dort Einzug halten können und viele bekannten sich zu IHM, der sagte. ICH BIN der WEG, die WAHRHEIT und das LEBEN!"

Weihnachten in der Indianerhütte

Es war mein zweites Weihnachtsfest in Panama. Die Weihnachtsfeier in der großen Grasdachhütte beim Nachbarn Domingo in Chichica war vorüber. Es wurden spanische Weihnachtslieder gesungen und der Guaymi-Pastor Tiburcio hatte eine gute Weihnachtspredigt in der spanischen Sprache gehalten. Verschiedene Indianer waren von weither gekommen und blieben deshalb über Nacht bei uns in Chichica. Nach einer Schale Kaffee, die wir ihnen anboten und einigen Liedern, die wir noch in unserem Holzhaus mit ihnen sangen, baten sie uns um einen von den leeren Säcken, die wir meist den Pferden unter ihre Sättel legten, dass sie darauf auf der Erde schlafen könnten. Und so legten sie sich unter dem klaren Sternenhimmel irgendwo unter einen Baum auf die Erde und waren bald fest eingeschlafen.

Eleanor und Connie, meine Kolleginnen und ich, schenkten uns auch noch eine Tasse Kaffee ein und fanden in einem Weihnachtspäckchen noch einige Kekse, die wir andächtig verzehrten. Dann zog sich jede von uns drei Missionarinnen in ihr Zimmerchen zurück und bald lagen auch Eleanor, die Amerikanerin und Gonnie, die holländische Krankenschwester in tiefem Schlaf. Ich hatte in meinem Zimmerchen zur Feier der Heiligen Nacht zwei Petroleum Lampen angezündet und einen winzigen "Weihnachtsbaum" von Spargelkraut mit Lametta behängt und einige Weihnachtskarten auf das kleine Tischchen gestellt. Ich legte dann eine alte Kasette mit Weihnachtsliedern auf mein etwas ausgeleiertes Tonbandgerät und lauschte andächtig den alten deutschen Weihnachtsmelodien. Es war fast wie etwas "deutsche Weihnachtsstimmung" aufgekommen, als ich andere weniger melodische Töne hörte. Da war irgendwo jemand, der hustete, nicht einmal, sondern fortlaufend, anhaltend. Ich wollte nicht hinhören auf diesen unmelodischen Klang, lieber auf die schönen Weihnachtstöne, doch der Husten übertönte sie. Wer war das denn nur? Er hört ja gar nicht mehr auf. Ja, da war doch noch abends spät ein junges Indianer-Ehepaar mit einem kleinen Baby angekommen, die wir dann in unserer kleinen Krankenhütte mit den Lehmwänden unterbrachten, wo sie sich von ihrer langen Reise ausruhen sollten, während wir bei den Nachbarn zur Weihnachtsfeier gingen. Und nun hustete der Mann so sehr, dass er gar nicht mehr aufhören konnte. "Der braucht Hustenmedizin!" dachte ich, aber das ist ja Sache der Krankenschwester Gonnie. Die wird das schon hören und ihm die richtige Medizin bringen!" Doch nichts rührte sich, sie lag schon im tiefen Schlaf und hörte nichts! Ich hatte gerade angefangen meine Weihnachtspost aus Deutschland zu lesen, doch ich konnte mich nicht darauf konzentrieren, immer hörte ich den hustenden Mann. „Geh Du doch hin. Du weißt doch auch wo die Medizin ist!" mahnte mich eine Stimme. "Ach, aber draußen ist es dunkel und es könnte eine Schlange auf dem Weg sein, die ich nicht sehen kann im Dunkeln!" entschuldigte ich mich. „Aber du hast doch eine Taschenlampe, geh doch!" sagte mir die Stimme. Schließlich schaltete ich das Tonband aus, ging zum Medizinraum und holte die Hustenmedizin, nahm ein kleines Petroleum Lämpchen mit und ging den kleinen Hügel hinunter zu der Krankenhütte. Tiefes Dunkel in der Hütte und großes Erstaunen, als plötzlich ein kleiner Lichtstrahl die dunkle Hütte erhellt. Ich sehe den Mann in der Hängematte sitzen und husten, husten, husten, - ganz erschöpft ist er! Die junge Frau drückt ihr kleines Baby hilflos an die Brust, sie sitzt neben ihrem Mann auf einem kleinen Schemel und kann ihm nicht helfen. Erschrocken sieht sie mich an, doch

ich rede ihr freundlich zu und flöße die Hustenmedizin ihrem Manne ein, der sofort mir dem Husten aufhört und erschöpft in die Hängematte zurücksinkt. Hilfe im letzten Moment, denke ich und heute ist Weihnachten, Heiliger Abend!! Was soll ich ihnen nur sagen? Die Weihnachtsgeschichte erzählen? Sie kennen sie ja nicht und wissen nichts von Jesus! Jetzt wollen sie ja nur schlafen und nach dem anstrengenden Husten ausruhen! Ich lasse das Öllämpchen mit seinem leise flackernden Schein bei ihnen und gehe nach oben in mein kleines gemütliches Weihnachtszimmer! Ich bin tief beschämt und könnte weinen über meine Selbstsucht und Eigenliebe, die nur an sich und nicht an die Not des Nächsten denkt. Ich werde erinnert an die erste Weihnacht, wo auch ein junges Ehepaar in einer dunklen Hütte die Nacht verbrachte, wo ihnen der Heiland der Welt geboren wurde, ohne irgendwelche menschliche Hilfe. Aber dort jubelten die Engel und die Herrlichkeit des Himmels tat sich über der dunklen Welt auf. Der Heiland, der Retter ist geboren, der der Sündennot und dem ewigen Verderben der Menschheit ein Ende macht und die verschlossene Tür zum Himmel wieder auftut! Welch eine Freude und welch ein Weihnachtsgeschenk!

Danke HERR JESUS, dass Du Mensch geworden bist und nicht den dunklen Stall und die Armut der Erde gescheut hast, damit wir armen Menschen reich werden könnten an himmlischen ewigen Gütern und ewiges Leben haben!

„Ihr kennt die Gnade unseres HERRN JESUS CHRISTUS: Obwohl ER reich ist, wurde ER doch arm um euretwillen, damit ihr durch Seine Armut reich würdet!“ – Danke, HERR JESUS!

Eine merkwürdige Weihnachtspredigt

„Dies ist mein Freund Antonio,“ sagte der junge Indianerbruder Fabio nach dem spanischen Gottesdienst in der Latinokirche von Boquete. Antonio schaute verlegen zu Boden und reichte mir etwas linkisch seine Hand zur Begrüßung. Ich dachte gleich abwertend bei mir: „Nun, der kann wohl nicht bis drei zählen!“ und wunderte mich nur, dass der intelligente Fabio solch einen merkwürdigen Freund hatte. Bei dem nun folgenden Guaymi-Gottesdienst besprachen wir biblische Gestalten und ich bat einige der Brüder, die gut lesen konnten, einige Verse zu lesen. Unsicher schaute ich zu Antonio herüber und fragte ihn, ob er wohl lesen könnte. „Ja,“ sagte er bescheiden und las dann fließend und mit Ausdruck die angegebenen Verse aus der spanischen Bibel vor. Als er am folgenden Sonntag wieder in der Kirche erschien, - er arbeitete auf einer der Kaffee-Farmen von Boquete, - erfuhr ich, dass er bis zur vorletzten Klasse der Oberschule gegangen war, aber die letzte Klasse vor dem Abitur konnte er aus finanziellen Gründen nicht absolvieren. Seine Guaymi-Eltern hatten ihn als kleines Kind an eine Latino-Familie „verschenkt“, die ihn erziehen und versorgen sollte und so wuchs er in einer fremden, katholischen Familie, die nur spanisch sprach, auf, bekam zwar eine gute Schulbildung, hatte aber kaum mehr Kontakt zu seiner Guaymi-Familie. Doch sagte ihm die katholische Kirche, zu der er gehen musste, nicht zu und er suchte nach der Wahrheit und fand durch das Hören von evangelistischen Radiosendungen den Weg zu Jesus als seinem persönlichen Heiland. Mit großem Hunger las und studierte er in der Bibel und fand schließlich auch zurück zu seinem Guaymi-Stamm, wo er, um Geld zu verdienen, auf Kaffeefarmen arbeitete und gläubige Freunde fand, wie den jungen Bruder Fabio, der ihn zu unserem Gottesdienst mitnahm. Doch hatte Gott ihm eine große Liebe zu den verlorenen Guaymis aufs Herz gelegt, sodass er jede Gelegenheit wahrnahm, um ihnen das Evangelium zu bringen. So ging er besonders zu den weit entfernten und schwer zu erreichenden Indianerfamilien und brachte ihnen die Frohe Botschaft von Jesus, dem Retter. Er scheute keine schwierigen und weiten Wege und war an jedem freien Tag unterwegs, die Verlorenen zu suchen. Ich sagte zu ihm einmal: „Es ist ja so wenig, was ich mit meinem fehlerhaften Guaymi den Guaymi-Indianern sagen kann, es ist kaum der Rede wert!“ Da sagte er zu mir: „Der kleine Junge, der damals nur fünf Brötchen und zwei Fische für sich hatte, übergab

dies alles dem HERRN Jesus und damit sättigte Jesus fünftausend Menschen. Das will Jesus auch mit Dir machen, wenn Du und ich das bisschen, was wir haben, Jesus übergeben, dann kann er auch tausende von Menschen damit speisen!" Wie hat mich dies im Glauben ausgesprochene Wort getröstet und gestärkt!

Und nun war Weihnachten gekommen. Bei den katholischen Latinos ist es üblich, dass sie am Heiligen Abend um Mitternacht zur Weihnachtsmesse gehen und danach die ganze Nacht essen und trinken und tanzen und am 25. Dezember dann keinen Gottesdienst haben. Da dies aber nicht bei den Guaymi-Indianern üblich ist, lud ich die Guaymi-Geschwister zu einem Weihnachtsgottesdienst am Vormittag um 10 Uhr ein, zu dem sie auch vollzählig mit großer Freude erschienen. Wir sangen mit Begeisterung viele Weihnachtslieder, aber auch andere Evangeliumslieder und ich erzählte ihnen die Weihnachtsgeschichte mit Flanellbildern. Doch fehlte uns noch jemand, der eine kleine Weihnachtspredigt halten könnte. Da keiner von den jungen Brüdern dazu in der Lage war, fragte ich einfach Antonio, ob er nicht für uns eine kleine Weihnachtspredigt halten könnte. Nach kurzem Überlegen sagte er zu.

Festen Schrittes ging er nach vorne, schlug seine Bibel auf und las im 1. Kapitel des Matthäus Evangeliums die Verse 1-16, wo uns der Stammbaum Jesu aufgeschrieben ist. Es stehen da lauter Namen, davon einige bekannte, aber die meisten sind unbekannt. Ich war „entsetzt“ über diesen Predigttext! Was konnte er wohl mit den vielen Namen vor einer Guaymi-Indianer Versammlung anfangen, da die Guaymis sowieso ihre Namen möglichst geheim halten! Doch dann horchte ich auf. Mit klarer Stimme sagte Antonio: In diesem Geschlechtsregister Jesu finden wir die Namen von fünf Frauen. Es ist sonst üblich, dass nur die männlichen Nachkommen genannt werden, aber hier werden uns fünf Frauen genannt, die uns etwas Wichtiges über die Menschwerdung Jesu, über Weihnachten aussagen. Zuerst wird uns Tamar genannt. In 1. Mose Kapitel 38 wird uns ihre traurige und anstößige Geschichte erzählt. Wie hat sie gelitten unter den falschen Versprechungen ihres Schwiegervaters Juda und unter der Ungerechtigkeit der Menschen und wie sehnte sie sich nach der Gerechtigkeit Gottes! Entsprechend der damaligen Sitte half sie sich selbst und sollte dafür von ihrem Schwiegervater als Hure verbrannt werden. Doch er musste erkennen, dass sie gerechter war als er (Vers 26)! Und gerade sie wurde in den Stammbaum Jesu eingereiht! Weihnachten bedeutet GERECHTIGKEIT Gottes, sagte Antonio mit lauter Stimme, nachdem er diese anstößige Geschichte in sehr zarter Weise den Guaymis vor die Augen gemalt hatte. Ja, Gott ist wirklich gerecht, der einzig Gerechte, der unsere Ungerechtigkeiten gesühnt hat und uns zu Gerechten vor IHM gemacht hat!

Als zweite Frau wird uns Rahab genannt. Sie war keine Israelitin, sondern eine Heidin aus der gottlosen Stadt Jericho, die durch Josua eingenommen und zerstört werden sollte. Rahab war eine Hure, die auf der Stadtmauer eine Wohnung hatte, wo leicht und unerkant, Männer zu ihr hineinkommen konnten. Sie muss eine schöne kluge Frau gewesen sein, die es aber mit der Wahrheit nicht so genau nahm, die aber über das Geschehen in der Außenwelt gut informiert war. So hatte sie auch von dem Volk der Israeliten gehört, die nach einer langen Wüstenwanderung auf Kanaan, ihr Land, herzu kamen. Sie hörte auch von den Wundern, die der Gott Israels für Sein Volk getan hatte und dabei wuchs in ihr die Überzeugung, dass dieser Gott Israels der einzige wahre Gott sein musste und nicht die Götzen, die ihre Leute anbeteten. Und so war sie vorbereitet, als die zwei israelitischen Kundschafter unerkant in ihr Haus kamen und sie war bereit, ihnen zu helfen. Sie bat um Barmherzigkeit (Josua 2,12-15), dass sie und ihre Familie, die bei ihr im Hause war, nicht umkämen bei der Einnahme ihrer Stadt Jericho. Und Barmherzigkeit wurde ihr gewährt. So ist auch für uns Weihnachten ein Zeichen der Barmherzigkeit Gottes, die ER uns mit dem Kommen Seines Sohnes Jesus anbietet, auf dass wir nicht verloren gehen und umkommen mit den Ungläubigen, sondern ewiges Leben haben. "Weihnachten ist

Gottes BARMHERZIGKEIT“, auch für uns! Durch ihren Glauben an den einzigen und wahren Gott, wurde sie von dem Untergang der Stadt Jericho gerettet und in die Reihe der Glaubenshelden in Hebräer Kapitel elf aufgenommen und durch die spätere Heirat mit einem Israeliten wurde sie eine der Stamm-Mütter Jesu.

Als dritte Frau wird uns Ruth genannt. Ruth war eine tugendsame Frau, die Witwe eines israelitischen Mannes, aber sie selbst gehörte dem Volk der Moabiter an, das nicht zum Gottesvolk Israel gehörte. Doch war sie beim Zusammenleben mit der ausgewanderten israelitischen Familie zum Glauben an den Gott Israels gekommen und wollte, auch als Ausländerin und Witwe unter dem Gottesvolk leben. Darum verließ sie ihre Schwiegermutter Naomi nicht, als diese nach Bethlehem zurückging, sondern blieb bei ihr und fügte sich auch den in Israel gültigen Sitten und Gebräuchen und arbeitete fleißig für den Unterhalt ihrer Schwiegermutter. Gott fügte es, dass sie bei der Arbeit auf dem Felde Boas, den „Löser“ der Familie ihres verstorbenen Mannes traf, den sie um Gnade bat (Ruth 2, 2 und 10 und 14), die ihr auch gewährt wurde. Sie wurde später die Frau dieses israelitischen Mannes und die Urgroßmutter des Königs David und seines Nachkommens JESUS. Weihnachten bringt die GNADE GOTTES zu uns Menschen, auch heute jedem, der sie von Gott erbittet.

Die vierte im Stammbaum Jesu erwähnte Frau ist Batseba, eine israelitische Frau aus edlem Geschlecht, die mit Uria, einem hohen Offizier aus dem Heere des Königs David verheiratet war. In 2. Samuel 11 und 12 wird uns der tiefe Fall des Königs David erzählt, der Ehebruch Davids mit Batseba. David hatte den Tod ihres Mannes Uria verursacht, damit er Urias schöne Frau offiziell heiraten könnte. Gott sendet den Propheten Nathan zu David, um ihm seine große Schuld zu zeigen und ihn zur Buße zu führen. David erkennt und bekennt seine große Schuld mit den Worten: „Ich habe gesündigt gegen den HERRN!“ und empfängt Sündenvergebung von Gott. In dieser Geschichte und dem Leben dieser Frau, die in den Ehebruch Davids verwickelt ist, leuchtet uns die Liebe Gottes auf, die sich in der Vergebung unserer Schuld und Sünde offenbart. Gott erwählt sogar den zweiten Sohn Davids von Batseba, Salomo, als Nachfolger für den Königsthron und zeigt damit, wie auch die größte .Sündenschuld vergeben und völlig gesühnt werden kann durch das Kommen Jesu in diese Welt, als ER am Kreuz von Golgatha für die Sünden aller Menschen starb. „Weihnachten bedeutet für uns, die VERGEBUNG GOTTES!“ sagte uns Antonio mit triumphierender Freude!

Wenn wir uns die fünfte Frau im Stammbaum Jesu ansehen, die Jungfrau Maria, dann ist es wohl nicht schwer, etwas Hervorstechendes in ihrem Leben zu entdecken. Doch was Antonio herausfand, erstaunte mich. Es war die Niedrigkeit der Maria, die Gott bei ihr angesehen hat. Sie sagt selbst in ihrem Lobgesang in Lukas 1, Vers 48: „ER hat die Niedrigkeit Seiner Magd angesehen“. Nicht eine schöne, kluge, reiche und mit Vorzügen beladene Maria, sieht Gott, wie sie heute so gern uns gezeigt wird, sondern eine demütige niedrige Magd Gottes, die bereit ist, Gottes Willen zu tun. „Weihnachten ist die NIEDRIGKEIT GOTTES“, wie sie uns in dem Kommen Jesu, der arm wurde um uns reich zu machen, offenbart wird. ER braucht dazu eine niedrige Frau, die nicht viel von sich hält, noch sich groß tut, sondern die den HERRN erhebt und sich Gottes, ihres Heilandes und Erretters freut und bereit ist, den Demutsweg von Menschen verkannt und verfolgt, mit Jesus zu gehen!

Die kleine Weihnachtspredigt, die der junge Indianerbruder Antonio uns hielt, dauerte fast zwei Stunden! Sie hat uns alle aber so gefesselt, getröstet und erquickt, dass ich meinte, ich hätte noch nie solch eine schöne, aufschlussreiche und des „Merkens würdige“ Weihnachtspredigt gehört, wie diese:

Weihnachten bedeutet: Die Gerechtigkeit Gottes, die Barmherzigkeit Gottes, die Gnade Gottes, die Vergebung Gottes und die Niedrigkeit Gottes, der sich zu uns herabneigt und ein Menschenkind

wird, wie wir, damit ER unsere Sündenschuld auf Sich laden könnte und uns erlöste von der Macht der Finsternis, des Todes und des Teufels. Danke. HERR JESUS!

„Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der HERR! Siehe, ich verkündige Euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird!

Lukas 2, 10 und 11

8 KINDERGESCHICHTEN

Basilio



Basilio war ein Guaymi-Indianerjunge, der mit seinem Vater Emibo und einigen Geschwistern in einer Grasdachhütte im Gebirge wohnte. Unbekümmert spielte er mit seinen zwei Brüdern und seiner Schwester an dem kleinen Bächlein, das an seinem Hause vorbei floss. Sein Vater hatte nach alter Guavni-Stammessitte drei Frauen, die aber ziemlich friedlich zusammenlebten und die Kinder bekümmerte das wenig, denn die beiden anderen Frauen waren eben die Tanten, die von den Kindern als solche akzeptiert wurden. Eines Tages starb Basilius Mutter und er und seine Schwester waren Waisen, was bei den Guaymis bedeutet, dass sie unter dem Fluch böser Geister stehen würden und sie zum Leiden verurteilt sind. Die kleine Schwester wurde weit weg zu Verwandten der Mutter gegeben und

Basilio blieb bei seinem Vater und den beiden „Tanten“, die ihn aber so schlecht wie nur möglich behandelten. Er musste alle schweren Arbeiten machen, die die anderen beiden Halbbrüder nicht tun wollten und bekam wenig oder manchmal gar kein Essen.

Eines Tages erkrankte Basilio, hohes Fieber und der ganze Körper war mit roten Flecken bedeckt: Es waren Masern, die bei den Guaymis eine tödliche Krankheit sind. Nur der Vater kümmerte sich um seinen kranken etwa zwölfjährigen Sohn, die „Tanten“ halfen ihm nicht. Es war ein Wunder, dass Basilio genas, der Vater war einige Male zu uns gekommen und hatte um Medizin für seinen kranken Sohn gebeten. Da Masern ja sehr ansteckend sind, erkrankten auch bald die beiden anderen Brüder, um die sich ihre beiden Mütter rührend kümmerten. Sie gaben den kranken Kindern kein Wasser, denn das „schadet“ ja den Kranken (!) und holten Medizin beim Zauberer, doch beide Kinder starben. Es war für die beiden Mütter nicht schwer herauszufinden, wer schuld an dem Tode ihrer beiden Söhne war, das konnte nur Basilio gewesen sein, der einen Zauberfluch auf die beiden Brüder geschickt hatte, sodass sie starben, denn jeder Tod ist nach dem Glauben der Guaymis durch einen Feind verursacht, der durch einen Zauberfluch einen Menschen tötet. Dazu hatte Basilio die tödliche Masern-Krankheit, die er selbst gehabt hatte, weitergegeben, damit er selbst gesund werden könnte. Der Vater Emilio hatte öfter an den Versammlungen in der kleinen Kirche auf unserem Missionsgrundstück teilgenommen und sich zu den Gläubigen bekannt ohne viel vom Evangelium zu verstehen. Seine beiden Frauen, deren Söhne gestorben waren, zwangen nun den Vater von Basilio, ihn durch den Zauberer „bestrafen“ zu lassen. Wie, das war ihm wahrscheinlich nicht bewusst. In einer Nacht, als Basilio schlief, wurde er von bösen Geistern angegriffen und geschlagen, dass ihm das Hüftgelenk ausgekugelt wurde und das rechte Schlüsselbein gebrochen wurde und er, um sich zu schützen, die Arme und Beine anzog und sie nicht mehr strecken konnte. So lag er auf seinem „Rutenbett“ ohne sich bewegen zu können, immer voller Angst, dass die bösen Geister wiederkommen würden und voller Schmerzen. Zwei tiefe Wunden am Rücken und Hinterkopf (Decubitus) waren die Folgen der Bewegungslosigkeit auf dem harten Bett und man hörte ein dauerndes Jammern und Stöhnen, was durch die starken Schmerzen verursacht war. Der Vater kam zu uns und bat um Medizin für die „Löcher“ am Kopf und Rücken, die seinem Jungen soviel Schmerzen verursachten, erzählte aber nichts von den Ursachen. Ja, sein Junge hatte die Masern

überstanden, aber er könne nicht mehr gehen. Wir konnten uns das alles nicht zusammenreimen und baten den Vater, den Basilio zu uns zu bringen. In einer alten Decke brachte Emilio nun seinen Sohn zu uns, ein jämmerliches "Häufchen Elend"! Ich sah die angezogenen Arme und Beine, die er nicht mehr strecken konnte und hörte sein von den Schmerzen verursachtes Stöhnen und Jammern und fragte mich: wie können wir ihm nur helfen?

Emilio ließ eine von seinen Frauen, Basilios "Tanten" bei uns, die den Jungen betreuen und ihm zu Essen geben sollte. Doch diese sagte zu mir: "Ich gebe ihm nichts zu essen, er ist ein so böser Junge, er hat mit Zauberei unsere Kinder getötet!" So gaben wir ihm zu essen, aber er konnte kaum etwas zu sich nehmen, nur etwas trinken und er deutete an, dass diese Anklagen nicht stimmten. Wenn ich zu Basilio in die Strohdach-Krankenhütte kam, ging ein mattes Leuchten über sein Gesicht und er hörte auf zu jammern, wenn ich mit meiner Gitarre ihm einige Jesuslieder sang und für ihn betete. Er konnte kaum sprechen, meistens sagte er nur: "Bete für mich!" Doch wie ich ihm in seiner Krankheit heften sollte, wusste ich nicht und ich hörte Tag und Nacht immer nur sein Stöhnen und Jammern. Meine einzige Zuflucht in dieser notvollen Lage war Jesus, der größte und allmächtige Arzt, denn bei uns im Gebirge gab es ja keinen Arzt. Ich fing an zu fasten und zu beten für Basilio und ging dann zur Abendbibelstunde in unsere kleine Kapelle, wo eine Handvoll gläubiger Indianer sich versammelt hatten. Einige Tage zuvor hatte ich schon zwei der leitenden Brüder gebeten, doch für Basilio zu beten, doch diese sagten mir: „Nein, wir können nicht für ihn beten, denn er hat Zauberei betrieben und die bösen Geister würden sich auf uns stürzen, wenn Basilio frei werden würde!“ Doch nach dieser Bibelstunde am Abend erklärten sich zwei ganz junge unerfahrene Brüder bereit, zu uns zu gehen und für Basilio zu beten. Wie froh war ich! Sie kamen kurz danach zu mir und berichteten, dass sie mit dem Vater gesprochen hätten und dieser ihnen erzählt hätte, dass er zum Zauberer gegangen sei und dass der Zauberer Basilio bestraft hätte und dass Basilio dann von den bösen Geistern so zusammengeschlagen worden wäre. „Habt ihr denn mit dem Vater und für Basilio gebetet?“ fragte ich sie, "Nein!" antworteten sie! Nun wusste ich wenigstens einiges von den Hintergründen dieser merkwürdigen Krankheit und konnte mit dem Vater darüber sprechen. Ich sagte zu ihm: "Emilio, Du bist schuld an der schweren Krankheit deines Sohnes. Du bist zum Zauberer gegangen, was Du als Christ nicht tun darfst und Du hast den Zauberer gebeten, Deinen Sohn zu bestrafen, was er mit Hilfe seiner bösen Geister getan hat. Nun solltest Du Gott um Vergebung bitten für die Sünde, die Du als Christ begangen hast!" Emilio ließ sich sagen und betete und bat um Vergebung seiner Schuld und um Hilfe für seinen kranken Jungen. Und ich betete auch. Als Emilio, der Vater, nach Hause gegangen war, merkte ich, dass Basilio nicht mehr stöhnte und jammerte. Ein kleines Lächeln war auf seinem Gesicht zu sehen und er sagte: "Carlota, bete für mich. Wenn ich wieder gesund bin, dann werde ich Dich auch besuchen!" Das ist nämlich die größte Ehre, wenn ein gesund Gewordener seinen Wohltäter besucht! "Oh, er hat Hoffnung," dachte ich, denn ich hatte noch wenig Hoffnung, er konnte ja weder Arme noch Beine strecken! Doch wir sangen, er versuchte wenigstens mitzusingen und ich las ihm aus der Bibel vor. Er fing nun wieder an zu sprechen und auch zu essen. Am nächsten Tag kam Emilio zu uns und sagte: Ich muss Basilio heim tragen, denn die Frau kann nicht länger hier bleiben. So nahmen wir bewegten Abschied von Basilio.

Ich besuchte ihn danach noch einmal in seiner Grasdach-Hütte, wo er auf seinem Rutenbett sich ein wenig besser bewegen konnte und die Wunden auch ziemlich geheilt waren. Doch gehen konnte er nicht. Da begab es sich, dass wir mit einem gläubigen Arzt aus dem Kanalzonen Militär - Krankenhaus Kontakt bekamen, dem ich von Basilios Krankheit erzählte. Er sagte gleich: "Das ist ein interessanter Lehrfall, bringt ihn doch zu uns ins Krankenhaus!" Wir konnten den Vater überzeugen, dass er seinen Sohn in dies gute Krankenhaus geben sollte und er willigte ein. Er musste ihn dann in einer Decke auf dem Rücken über Berg und Tal tragen, etwa acht Stunden bis er ihn zu dem nächsten Ort dem Latino Städtchen Tolé bringen konnte. Dort nahm sich eine ältere Missionarin, die ein Auto hatte, seiner an

und brachte ihn am nächsten Tag nach vielleicht zehnstündiger Fahrt zu dem Militär - Krankenhaus in der Panama Kanalzone. Dort untersuchten ihn wohl 20 amerikanische Ärzte und fragten immer wieder, wie es kam, dass er zu diesem Zustand mit angezogenen Armen und Beinen gekommen sei. Doch Masern konnten nicht die Ursache dafür gewesen sein, wie ihnen immer wieder gesagt wurde, denn er hatte ein zerbrochenes Schlüsselbein und ein ausgekugelttes Hüftgelenk mit Knochenvereiterung.... Doch nahmen sie ihn im Krankenhaus auf und streckten langsam seine Arme und Beine mit Gewichten, die angehängt wurden. Er wurde mehrmals operiert und sein Körper in Gips gelegt, bis er schließlich langsam lernte, wieder zu gehen. Er war ein fröhliches Kind, der Liebling aller Krankenschwestern und Ärzte, der beim Medikamenten- und Essenverteilen half und er blieb neun Monate im Krankenhaus. Dort lernte er Lesen und Schreiben, denn zu Hause hatte er nicht zur Schule gehen können. Besonders aber freute er sich, wenn er die biblischen Geschichten hörte und begann zu Jesus zu beten und bat Ihn in sein Herz zu kommen. Als er dann wieder zu seinem weit entfernten Heimatort im Gebirge zurückkehren konnte, nahm er freudig an den Bibelstunden und Gottesdiensten der dortigen Indianerkirche teil und gab Zeugnis von der rettenden Gnade Jesu in seinem Leben, der ihn von den grausamen, zerstörerischen Mächten des Teufels und seiner bösen Geister gerettet hatte. Ja, Jesus, dem Sieger über alle satanischen Mächte sei die Ehre und der Dank!

IRENO, der Waisenjunge

In Mittelamerika, da wo Nord -und Südamerika fast auseinanderbrechen und ein berühmter Kanal die beiden Weltmeere, den Atlantischen und den Pazifischen Ozean miteinander verbindet, liegt das kleine Land Panama. Im Westteil dieses Landes, das von hohen Bergen durchzogen ist, wohnen in kleinen grasgedeckten Hütten, die Guaymi Indianer die man auf 100 000 Personen schätzt. Sie sind Animisten, d.h. sie glauben an die bösen Geister, vor denen sie sich sehr fürchten. Wenn jemand bei ihnen krank wird, oder gar stirbt, so haben die bösen Geister es verursacht, sagen sie.

Wenn nun aber der Vater oder die Mutter eines Kindes stirbt, und das Kind als Waise zurückbleibt, so ist dies ein Zeichen dafür, dass die bösen Geister es zum Leiden bestimmt haben. Und da man ja den bösen Geistern gehorchen muss,- denn sonst würden sich diese an einem rächen,- so muss man das Waisenkind leiden lassen. Die Verwandten, die solch ein Waisenkind dann aufnehmen, behandeln es wie einen Sklaven, der kein Recht hat. Es darf nicht mit den anderen Kindern spielen, sondern muss arbeiten, es bekommt wenig oder nur das schlechteste zum Essen, es wird ungerecht behandelt und oft gestraft oder geschlagen. Es muss ja wissen, dass es ein Waisenkind ist, das zum Leiden bestimmt ist.

So erging es dem kleinen Ireno, dessen Vater und Mutter starben, als er noch klein war. Er wurde dann in der Familie eines Onkels aufgenommen und musste dort schwer arbeiten, wurde oft geschlagen und ganz ungerecht behandelt. Er wurde auch nicht zur Schule geschickt, wie die anderen Kinder, und konnte deshalb weder schreiben noch lesen. Ireno erduldet dies alles, war dabei aber sehr unglücklich, und überlegte hin und wieder, ob es ihm nicht woanders besser ergehen würde und er vom Onkel und seiner Familie einfach weglaufen sollte. Aber wohin?

Eines Tages hörte er von einer großen Stadt, die Tolé hieß. Wo viele große Häuser aus Steinen sein sollten, keine Grasdachhütten wie bei den Guaymi Indianern. Dort sollten ganz viele Leute leben, die schöne Kleidung und viele schöne Sachen haben sollten. So entschloss er sich,- er war inzwischen elf Jahre alt geworden,- dorthin zu laufen. Sicher würde da in einem der großen Häuser Platz für ihn sein, und die Leute würden ihn besser behandeln, denn er würde ihnen ja nicht sagen, dass er ein Waisenkind sei, dachte Ireno. Gedacht - getan! Ganz früh, als alle noch schliefen, machte er sich auf den Weg. Er lief schnell, denn er wollte ja nicht zurückgeholt werden, wenn man entdeckte, dass er weggelaufen war.

Doch der Weg war sehr lang! Bergauf, bergab ging es. Auch Bäche und Flüsse hatte er zu durchqueren. Doch es machte nichts, dass er dabei nass wurde, nur fort, fort von diesem Ort des Leidens! Nachts schlief er unter einem Baum am Wegesrand und morgens früh ging es weiter. Endlich, nachdem er unterwegs mehrmals vorbeigehende Indianer, die ihn nicht kannten, nach dem Wege gefragt hatte, sah er die Stadt Tolé unten in einer Talebene liegen. In welches von den vielen Häusern da unten sollte er wohl gehen?! Würden die Leute ihn dort wohl auch so schlecht behandeln? Nein, schlimmer als bei den Verwandten könnte es gewiss nicht sein!...

Da unterbricht eine Stimme seine Gedanken: „Na Kleiner, wo willst Du denn hin, so alleine?!“- „Weiß ich nicht!“ ist Ireños Antwort. „Wo kommst du denn her?“ fragte die Stimme des freundlichen Mannes weiter. „Na da“, sagte Ireño und deutete mit dem Finger auf den Pfad, den er gekommen war. „Und wissen deine Eltern, dass du hier bist?“ fragt der Mann weiter. „Die sind tot!“ sagt Ireño traurig. „Und Deine Verwandten?“ bohrt der Fremde weiter. „Da bin ich weggelaufen!“ ist Ireños barsche Antwort. „Aber wo willst du denn hin?“ wundert sich der fremde Mann. „Weiß ich nicht!“ sagt Ireño und schlägt die Augen nieder. Da erfasst den fremden Mann das Mitleid. Hatte er doch erst vor kurzem selbst erfahren wie Gott mit ihm, dem bösen Manne und Trunkenbold Mitleid gehabt hatte, und wie Gott ihm nachgegangen war und ihn von Sünde und Trunk befreit hatte, und ihn zu einem Gotteskind gemacht hatte.

Freundlich sagte er zu Ireño: „Na, dann komm mal mit mir mit, Du kannst bei meiner alten Mutter bleiben.“ Erstaunt über soviel Freundlichkeit ging Ireño mit und wurde bei einer alten Frau abgeliefert, die mit ihrem Mann in einem ziemlich großen Lehmhause am Rande des Städtchens Tolé wohnte. Hier half Ireño gerne mit bei den leichten Aufgaben, die man ihm gab, und die gleichaltrige Rosa, die auch als ein Guaymi Waisenkind schon als Baby von der Familie aufgenommen war, half ihm bei all dem Neuen, was er hier sah und erlebte.

An einem Samstag morgen sagte die alte Frau zu ihm: „Ireño, du kannst heute mit Rosa zu der Carlota zur Kinderstunde gehen.“- „Was ist das, eine Kinderstunde?! dachte Ireño. Das hatte er noch nie gehört! „Dort ist es schön“, beruhigte ihn Rosa, „da singen wir und hören schöne Geschichten vom Herrn Jesus aus der Bibel.“ Was singen und Geschichten aus der Bibel bedeuteten, wusste Ireño nicht. Er hatte noch nie Leute singen gehört, wohl aber die Vögel. Aber wer dieser Jesus war, von dem die Carlota erzählten wollte, davon hatte er noch wenig Ahnung. Gespannt ging er hinter Rosa her die 10 Minuten bis zum Hause der Carlota. Da waren in einer kleinen Wellblechhütte, wo einige Bänke und Hocker standen, schon einige Kinder versammelt. Scheu trat Ireño ein und mit ängstlichem Gesicht nahm er auf einem Hocker in der Ecke Platz. Die Carlota war die Missionarin, die die Kinderstunde leitete, sie war so groß und sah so ganz anders aus, als die Leute, die er bisher gesehen hatte. Sie hatte blaue Augen und blonde wellige Haare. Merkwürdig, wo die wohl herkam?! Die musste aber auch, weil sie so groß war, sehr stark sein, und würde ihn gewiss schlagen!...

Es tönte schön, beinahe wie Vogelgesang, als die Kinder zu singen begannen, und Carlota an diesem komischen Ding, das sie Gitarre nannte, mit ihren Fingern zupfte. Und die Geschichte, die sie erzählte war auch sehr schön, obgleich Ireño keine Ahnung hatte, wer Gott war, den Carlota immer wieder erwähnte. Erleichtert atmete Ireño auf, als die Stunde zu Ende war, denn weder die Carlota noch die anderen Kinder hatten ihn geschlagen! Doch die ganze Woche über freute er sich schon auf den nächsten Samstag, wo er mehr von dem Gesang und von dem Gott hören würde, den er doch gar nicht kannte. Mit größerer Zuversicht und nicht mehr so ängstlich betrat er zum zweiten Male das kleine Häuschen, wo die Kinderstunde stattfand. Jetzt verstand er schon mehr von dem großen wunderbaren Gott, der die Welt erschaffen hatte und der alle Menschen so lieb hat. Ob er wohl auch ihn, den Waisenjungen lieb hatte?! Sicher nicht, denn keiner hatte ihn lieb, er war ja nur ein Waisenjunge! Doch

bei der nächsten und übernächsten Kinderstunde wurde es ihm klar, Gott liebt auch mich, den Waisenjungen und hat auch für mich seinen einzigen Sohn, den Herrn Jesus gesandt als Zeichen dafür, dass ER mich lieb hat! Das machte ihn so glücklich, dass er beschwingt nach Hause ging und sich die ganze Woche auf die nächste Stunde freute. Diesmal erzählte Carlota, dass Gott uns sogar zu seinen Kindern machen will, wenn wir seinen Sohn in unser Herz aufnehmen. Als sie dann fragte, wer dies heute tun wollte, meldete sich Ireño sofort: „Ja, ich will es tun!“ Nachdem die anderen Kinder nach Hause gegangen waren, blieb Ireño noch zurück und betete: „Herr Jesus, ich habe viel Böses getan, aber vergib es mir, denn Du hast mich doch lieb und bist sogar für all das Böse, das ich getan habe, am Kreuz gestorben. Ich nehme dich jetzt in mein Herz auf und danke Dir, dass Du mich so lieb hast. Amen.“

Mit einem strahlenden Gesicht und tiefer Freude lief Ireño nach Hause und erzählte es Rosa, die es schon zwei Jahre vor ihm getan hatte. Wie freute sie sich mit ihm! Die alte Frau, bei der die beiden wohnten, verstand dies nicht, denn sie hatte noch nicht erkannt, dass auch sie Jesus brauchte.

Nun war Ireño bei jedem Gottesdienst, auch für die Erwachsenen, zugegen und lernte auch mit den anderen zu singen. Die Carlota, die ihm zuerst von Jesus gesagt hatte, liebte er besonders, doch auch all die anderen, die zu den Gottesdiensten kamen, und die Jesus in ihr Herz aufgenommen hatten, denn sie gehörten ja auch zu der großen Familie der Gotteskinder, zu der er nun gehören durfte. – Gehörst Du auch dazu?!

Ireño bekannte mit sechs anderen seinen Glauben an Jesus bei seiner Taufe in Tolé, am 15. April 1990, wo auch ich zugegen sein durfte.

Der folgende Bericht ereignete sich in den siebziger Jahren in Tolé, Panama.

Jesus spricht: „ICH bin in die Welt gekommen als ein Licht, damit, wer an MICH glaubt, nicht in der Finsternis bleibe!

Johannes 12, 46

MINDA

Im hohen Indianer Gebirge West Panamas lebte das Guaymi-Mädchen Minda im Kreise ihrer acht Geschwister fröhlich und ohne Sorgen, denn Mutter und Vater sorgten ja für sie und die große Familie und beschafften das einfache tägliche Essen, Otoa, eine Knollenfrucht, und Bohnen. Der Vater war blind seit einigen Jahren, aber auch der örtliche Zauberdoktor konnte ihm nicht helfen, wieder zu sehen, doch trotzdem arbeitete der Vater auf dem Felde und die Familie hatte sogar einige Kühe und Kälber, was bei den Guavmis ein großer Reichtum ist. Ihr größter „Freund“ war allerdings der Zauberer, dem sie gehorchten und der die Familie mit seinen Zauberriten „beschützte“. Bei Krankheiten ging man immer zu ihm, damit er herausfinden sollte, wer der Urheber der Krankheit war, sodass man den Krankheitsfluch wieder auf den Betreffenden zurückschicken konnte. Dabei wurde dieser krank und der Kranke gesund.

Nun hatte der Vater einen Bruder, der ihm den Besitz der Kühe neidete und sie gern für sich gehabt hätte. Darum ging er zum Zauberer und legte einen Zauberspruch auf die Familie seines Bruders, indem er sagte: „Ihr werdet alle lange leben!“ Wenn man nämlich bei den Guavmis etwas Positives über eine Familie ausspricht, bedeutet dies das Gegenteil, nämlich Krankheit und Tod. Und so geschah es, dass bald danach das jüngste Kind krank wurde und starb. Nicht lange danach erkrankte das zweitjüngste Kind und starb und ihm folgte bald danach das drittjüngste Kind. Der örtliche Zauberer konnte, trotz aller Versuche, der Familie nicht helfen, er hatte nicht Gewalt über diese bösen Geister, die ihr Feind, der Onkel der Kinder, angerufen hatte. Nun kam, als viertjüngstes Kind Minda an die Reihe. Sie konnte

nicht mehr essen und erbrach alles, was man ihr einflößte oder zu essen gab. Ihr ältester Bruder, Francisko mit Namen, liebte seine Schwester sehr und sagte: „Nein, sie darf nicht sterben, ich muss sie zu dem stärksten Zauberer bringen, der sie gesund machen kann!“ und so wickelte er sein krankes Schwesterlein in eine Decke und trug sie auf dem Rücken zu diesem starken Zauberer, der aber sehr weit entfernt wohnte. Unterwegs, auf einem der schmalen Bergpfade begegnete er einem anderen jungen Indianer, der ihn fragte: „Wohin gehst Du denn mit diesem Bündel auf dem Rücken?“ Francisko war erstaunt, dass ihn jemand nach dem Wohin fragte, denn das ist bei den Guaymis nicht üblich. Doch Francisko erzählte dem teilnahmsvoll Fragenden von seiner Absicht zu dem stärksten Zauberer zu gehen, da dieser seine kranke unter einem Zauberfluch stehende Schwester gesund machen würde. Der freundliche junge Indianer sagte ihm darauf: „Ich weiß einen besseren Zauberer, der viel stärker ist, als der, zu dem Du gehen willst! Er heißt JESUS, Er ist der Sohn des großen Schöpfergottes. der hat Macht über alle bösen Geister und kann immer helfen! Geh nur zu den Missionaren, die in Tolé wohnen, die werden Dir helfen und mehr davon sagen. Hier hast Du einen Dollar, geh nur in Richtung zur großen Hauptstraße und dort fährt ein Bus vorbei, der nach Tolé fährt!“

Francisko folgte dem freundlichen Rat des jungen Indianers und ging, von den Bergpfaden zu der großen interamerikanischen Straße, wo Autos und alle Stunde Busse vorbeifuhren, die über Tolé nach Panama City gelangten. Gegen Abend kam er schließlich bei uns auf der Missionsstation an, völlig erschöpft mit seiner Schwester Minda, die ohnmächtig in der Decke auf seinem Rücken hing. Wir machten eine Hängematte daraus, in der sie nun blass und regungslos dalag. Während Francisko nun meinem Mitmissionar Bruce die traurige Geschichte seiner Familie erzählte und auch von dem freundlichen jungen Indianer auf dem Bergpfad, der ihm den Dollar geschenkt hatte, standen wir anderen Missionare an der Hängematte der kleinen Minda. Wir beteten für sie und dankten Gott, dass ER Seinen eingeborenen Sohn Jesus in die Welt gesandt hatte, um die Werke des Teufels auch im Leben dieses Kindes zu zerstören. Wir sangen verschiedene Lieder vom Siege Jesu und der Macht des für uns vergossenen Blutes Jesu. Minda regte sich nicht und wir wussten nicht, ob sie die Nacht überleben würde. Francisko, ihr Bruder, schlief auf der Erde neben ihrer Hängematte und wir gingen, weiter für sie betend zu Bett.

Am nächsten Morgen ging ich nach ihr sehen und siehe, sie hatte die Augen offen und fragte mich: „Wo bin ich denn? Bin ich noch auf der Erde? O, ich habe Hunger und ich möchte essen!“ Ich glaubte nicht recht zu hören und lief zu der Mitmissionarin, damit sie ihr etwas zum Essen bereiten sollte. Etwas ganz Leichtes, so wie Gelatine, denn nach etwa zwei Wochen ohne Nahrung verträgt der Magen noch keine schwere Nahrung. Doch Minda wies entrüstet das süße „Zeug“ von sich. „Das ist doch keine Nahrung. Ich möchte Otoe und Bohnen!“ sagte sie. Von da an ging es „aufwärts“ mit Minda. Wir beteten mit ihr und für sie, was ganz neu für sie war und sangen geistliche Lieder, die sie sehr liebte. Inzwischen beschäftigte sich der Mitmissionar Bruce sehr mit Francisko und machte ihm aus dem Worte Gottes den Heilsplan Gottes klar, der auch für ihn und seine Schwester und die ganze Familie gültig ist. Francisko nahm freudig an, dass Jesus auch für ihn und seine Sünden gestorben ist und erkannte in Jesus auch das Heil für seine ganze noch so in der Finsternis lebende Familie. Am zweiten Tag sagte er: „Ich muss nach Hause gehen und meiner Familie die wunderbare Botschaft bringen! Ich muss ihnen aber auch sagen, dass Jesus und nicht der Zauberer meine schwerkranke Schwester geheilt hat. Der Zauberer ist ein Diener des Teufels und nicht ein Diener des Schöpfergottes, wie er uns immer erzählt!“ So lief Francisko förmlich über die Berge zurück, um die gute Nachricht seiner Familie zu bringen, die mit großer Freude die Gute Nachricht von Mindas Heilung und von Jesu Macht und Liebe aufnahmen.

Minda wurde mit viel Liebe von dem Missionarsehepaar Bruce und Edi Haste, die selbst keine Kinder hatten, aufgenommen als Pflgetochter und fand dort den Weg zu Jesus, als ihrem persönlichen

Heiland und Erretter. Sie blieb nicht nur einige Wochen bei ihnen, sondern einige Jahre, bis sie schließlich einen feinen gläubigen Mann fand, mit dem sie sich nach einer fröhlichen Hochzeitsfeier im Hause ihrer Pflegeeltern in Tolé verheiratete. Mindas Eltern und Geschwister, auch Tanten und andere Verwandte kamen voller Neugierde nach Tolé, um die geheilte Minda zu sehen und von Jesus, dem Retter und Heiland mehr zu hören. Die Botschaft von Jesus, dem Retter, behielten sie aber nicht nur für sich, sondern gaben sie weiter an die Nachbarn und Verwandten, und das Wort Gottes lief förmlich über die Berge. Francisko ließ sich von Bruce, der ihm den Weg zu Jesus gezeigt hatte, weiter im Wort unterweisen und wurde Prediger des Wortes Gottes und Pastor von einer Reihe von ihm neu gegründeten Gemeinden im Gebirge.

Minda zog mit ihrem Mann Bemardo und ihren vier Kindern später in die Nachbarprovinz, wo er Pastor einer Indianer-Gemeinde wurde und sich auch als ausgebildeter Krankenpfleger im Krankenhaus den Lebensunterhalt für seine Familie verdiente.

In die Finsternis des Heldentums und die Welt der bösen Geister war das Licht Gottes in Jesus auch in diese vom Evangelium bisher unerreichte Gegend gekommen. Es hatte aber angefangen mit dem schlichten Zeugnis eines jungen gläubigen Indianers auf dem Wege, der mitleidig den traurigen Francisko nach dem Wohin seines Weges fragte, und ihm dann von Jesus sagte.

Marcelino

*AUS DEM MUNDE DER JUNGEN KINDER UND SÄUGLICHE HAST DU EINE MACHT
ZUGERICHTET*

Psalm 8,3

Marcelino Fl. kommt seit einigen Monaten zu unserer Donnerstag Abend Bibelstunde in unser Haus. Er arbeitet auf einer ziemlich weit entfernten Kaffeefarm und kommt öfters, auch bei strömendem Regen! meist mit einigen seiner Kinder, um das Wort Gottes zu hören. Er ist eifrig dabei und kann fast alle Fragen beantworten. Ich weiß nur, dass er am Moskitoberg zu Hause ist und dass er dort einer gottlosen Familie angehört. An einem Abend, als alle anderen sich wegen des starken Regens nicht hinauswagten, kommt er allein mit seinem 13jährigen Sohn zur Bibelstunde, wo wir gerade ein Kapitel aus der Offenbarung besprechen, woran er regen Anteil nimmt. Am Schluss erzählt er mir: „Carlota ich bin durch ein Kind zum Glauben gekommen, einen fünfjährigen Jungen!“ Mit bewegter Stimme erzählt er mir: „Ich war ein gottloser böser Mensch, der sich oft betrank und dann meine Frau vor den Augen meiner Kinder schlug. Auch mein Jüngster, mein Fünfjähriger, musste das mit ansehen, aber durch Gläubige auf dem Moskitoberg war er zum Glauben an Jesus gekommen.“

Eines Tages wurde der Kleine schwer krank und musste zum Krankenhaus gebracht werden. Als ich ihn dort besuchte, sagte er zu mir: Papa, ich gehe jetzt zu Jesus, aber Du kommst nicht dorthin, in den Himmel zu IHM, wenn Du nicht Jesus in Dein Herz aufnimmst!“ – „Nein, Kleiner, sagte die Krankenschwester. Du wirst wieder gesund und gehst zu Deinem Papa!“ - Doch der Kleine wusste es genau: Ich gehe jetzt zu Jesus! Er betete noch für seine Eltern und schlief friedlich ein, um bei Jesus zu sein! Der Vater war untröstlich, doch er vergaß die Worte seines kleinen Kindes nicht, das nun bei Jesus war und kam bald darauf zum lebendigen Glauben an Jesus, dem Heiland seines Kindes.

Bald darauf kam auch seine Frau und die älteste schon verheiratete Tochter, die einen ungläubigen Mann geheiratet hatte, zum Glauben an Jesus und kam auch einige Male zu uns mit ihren zwei kleinen Mädchen zur Bibelstunde. An einem Donnerstag brachte sie auch ihren ungläubigen Mann mit, der sich mit bösem Gesicht in die letzte Bank setzte. Bruder Benjamin, der gerade diesmal die Bibelauslegung

hatte, sprach nach der Stunde mit diesem Mann und erklärte ihm mit viel Geduld das Evangelium. Und siehe da, der Mann nahm Jesus als den Erlöser von Sündenschuld an und kam zum lebendigen Glauben. Nun kam auch er zu jeder Bibelstunde und Gottesdienst und an seinem ganz veränderten strahlenden Gesichtsausdruck, konnte man sehen, dass auch Genaro eine neue Kreatur geworden war!

Auch der 13jährige Sohn F. kam nach einer Bibelstunde zum Glauben an Jesus und fehlt an keiner Stunde und macht mit seinem Vater zusammen einen schriftlichen Bibelkursus. Auf der Farm, auf der Marcelino arbeitet, war auch ein 17jähriger Jugendlicher, den Marcelino mitbrachte. Nach einer Bibelstunde kam dieser, Fernando mit Namen, zu mir und sagte vor allen anwesenden Indianern: Ich will Jesus annehmen! Ich konnte mit ihm reden und beten und strahlenden Gesichtes ging er mit Marcelino zu seiner Farm zurück und jedes Mal freue ich mich an seiner fröhlichen Teilnahme am Bibelstudium! Am folgenden Donnerstag war der kleine neunjährige Bruder Martin mitgekommen, den Meli mit einigen anderen Kindern in einem anderen Raum unterwies. Er kam nach der Stunde zu uns und sagte: Ich will Jesus annehmen! Bruder Benjamin, unser Radiotechniker, der gerade hier war, sprach und betete mit Martin. Letzten Donnerstag, 24. September, kam die zwölfjährige Dora, Fernando und Martins Schwester zu uns, um Jesus ihr Leben zu übergeben! Eine Kettenreaktion aus dem Munde eines kleinen Kindes, das an Jesus glaubte und Zeugnis von der Erlösung in Jesus gab!

Der kleine Gotteszeuge, oder die glänzende Brücke

Es war nur ein kleiner sechsjähriger Indianerjunge, der mit seinen Eltern und zwei jüngeren Geschwistern auf einer der Kaffeefarmen von Boquete wohnte. Durch den Dienst meines Indianer-Mitarbeiters Daniel M. kam dieses Kind Anfang Januar 1996 zum lebendigen Glauben an Jesus Christus. Er erfasste die Heilstat Gottes in Jesus Christus so klar, dass eine tiefe Liebe zu Jesus und eine große Freude sein kleines Herz erfüllte. Dies blieb auch seinen ungläubigen Eltern nicht verborgen, die ihn aber nicht hinderten, zu den gottesdienstlichen Versammlungen der Indianer zu gehen. Zu Hause war er für seine Mutter eine große Hilfe und er war willig zu jeder Arbeit, die er mit Freuden tat, worüber seine Mutter sehr glücklich war.

Eines Tages erkrankte er ganz plötzlich und da es nicht besser mit ihm wurde, brachten ihn die Eltern ins Kinderkrankenhaus unserer Provinzhauptstadt David. Es war merkwürdig, dass die Ärzte, die die Diagnose einer Lungenentzündung gestellt hatten, nichts bei ihm ausrichten konnten. Er wurde immer schwächer und plötzlich sagte er mit fieberglänzenden Augen zu seiner Mutter, die am Bettrand saß: „Mama, ich sehe da eine wunderbar glänzende Brücke, ich will über diese Brücke gehen zu dem herrlichen Licht da auf der anderen Seite!“ Mit einem glücklichen Lächeln im Gesicht schlief er ein. Er war über die glänzende Brücke gegangen auf die andere Seite, da, wo Jesus, den er liebte, ihn erwartete.

Die Mutter, die Jesus nicht kannte, war untröstlich und wollte ohne ihren Liebling nicht auf dieser Erde bleiben. Doch eine tiefe Sehnsucht nach Jesus, den ihr Kind liebte, erfüllte ihr Herz, dass sie nun auch den Weg zu dieser glänzenden Brücke zu suchen begann.

Der Vater, der von dem Tod seines kleinen Sohnes hörte, machte sich auf den Weg nach David, doch da er kein Geld hatte, irrte er traurig in den Straßen von Boquete umher. Ein Latino-Mann sprach ihn an und sagte: „He Indio, willst Du Dich betrinken und dann einen Faustkampf anfangen, oder..?“ „Nein, nichts von alledem“, sagte er, „mein Kind ist gestorben und ist tot im Krankenhaus in David, aber ich habe kein Geld, dorthin zu fahren, noch einen Sarg zu kaufen, um ihn nach Boquete zu bringen.“ Der Mann war so bewegt, dass er einen 20.- \$ Schein aus der Tasche zog und ihn dem erstaunten Indianer gab. „Wir wollen jetzt zur Polizei gehen und sie um Hilfe bitten,“ sagte er. Diese halfen dann mit der

Besorgung des Sarges und dem Transport, sodass die sterbliche Hülle des kleinen Gotteszeugen von seinen Eltern und Verwandten in die Erde gesenkt werden konnte. Doch der Vater ist nun auch auf der Suche nach der glänzenden Brücke, über die sein Kind in die Herrlichkeit zu Jesus gegangen ist.

Erzählt von der Mutter des Kindes, die es dem Bruder Daniel Miranda am 30. Juli 1996 in Boquete mitteilte.

Die verborgenen Wege Gottes, oder:

Dein WORT ist meinem Munde süßer als Honig

Psalm 119, 103

War es wirklich wert, diese große Gruppe von fast 70 Indianer-Kindern von zwei bis fünf Jahren in einem kleinen Raum in Schach zu halten und dabei zu versuchen, ihnen etwas von der Liebe Gottes und von Jesus zu sagen?! Diese Unruhe und dies Geschrei von den Kleinsten, die ihre Mutter vermissten! Oder auch dieser ängstliche zweijährige Cecilio, der es nicht einmal wagte, diese merkwürdige große Frau mit den hellen Haaren und blauen Augen auch nur anzuschauen! Was sollten da die Kinder bei diesen drei Kinderstunden während der Neujahrskonferenz in Chichica auch schon „mitnehmen“?! Nun, wenn wirklich nichts „hängenblieb“, so blieb doch in dem Herzen des kleinen Cecilio bei seinem ersten Ausflug in die „große Welt“ eines haften: die weiße Frau hat mir ein süßes Bonbon gegeben! Dieses Glücksgefühl in einem kleinen, armen Indianer—Kinderherzen blieb unverwischt über die Jahre haften!

In den Gefahren der Bergwelt wuchs Cecilio in der Hütte seiner Eltern, zusammen mit seinen Geschwistern auf. Der Weg zu der kleinen Kirchenhütte mit dem Grasdach war weit, es ging dorthin auf und ab, doch die Geschichten von Jesus, die er dort hörte, waren so süß, wie das Bonbon, das er bei seiner ersten Teilnahme an einer Kinderstunde empfangen und gekostet hatte! Aus einem Kind wurde ein Jugendlicher und trotz seiner stillen, sanften Art hatte Cecilio doch etwas Mitreißendes, Ansteckendes an sich, dem die anderen Kinder und Jugendlichen gern folgten. Er wagte es, nun selbst die biblischen Geschichten und Wahrheiten anderen weitezusagen und die Kindergruppen, wie auch der Jugendkreis wuchsen ständig.

Die große weiße Frau war inzwischen von ihrer Bergstation weg in die Stadt Tolé gezogen. Nur ab und zu begegnete er ihr bei einer Neujahrskonferenz, oder auch wenn er in der, weit von seinem Heimatberg entfernten Stadt etwas zu tun hatte. Dann blieb er in dem Übernachtungsheim der Indianer, wo auch die weiße Frau mit einigen anderen Missionaren wohnte.

Eines Tages, er war inzwischen etwa 18 Jahre alt geworden, saß er vor dem Hause dieser Frau, die Carlota hieß. Plötzlich kam diese auf ihn zu und fragte ihn unvermittelt; „Möchtest Du gern einmal an einem schriftlichen Bibelkursus teilnehmen?“ Nun und ob er das wollte! Schnell hatte er die Erklärungen verstanden und versprach, die beantworteten Fragen der ersten Bibellektion zurückzubringen. Der Weg nach Tolé war weit, wohl sechs bis sieben Stunden zu Fuß, doch waren diese Bibellektionen über das Leben Jesu so interessant, dass er fast wieder an die Süße des Bonbons erinnert wurde, das er bei seiner ersten Bibelklasse als Kind empfangen hatte. So war es schon wert, sie zurückzubringen zur Korrektur und um ein neues Lektionsheft zu empfangen. Doch da war eine Frage, die ihm schwer fiel zu beantworten. Sie lautete: Hast Du Jesus schon als Deinen Heiland und Herrn in Dein Leben aufgenommen? Um ehrlich zu sein, musste er „nein“ schreiben, und so fragte ihn dann die Missionarin, ob er das denn nicht tun wolle. Selbstverständlich wollte er das, doch niemand hatte ihm das bisher gesagt. So hörte er aufmerksam zu, als Carlota ihm den Heilsplan Gottes noch einmal erklärte und mit frohem Herzen bat er Jesus in sein Herz und Leben zu kommen, als sein Erlöser und HERR. Wie froh

konnte er nun auch seinen Freunden im Jugendkreis davon sagen und mit Freuden im Jugendkreis davon sagen und mit Freuden arbeitete er weiter an den Bibellektionen und nie war ihm der Weg zu weit, um ein neues Bibelstudienheft zu empfangen.

Doch eines Tages sagte man ihm, dass die Missionarin Carlota in ihr Heimatland Deutschland zurückgefahren sei. Das musste wohl sehr, sehr weit sein und er fragte sich, ob sie von dorthin wohl wiederkommen würde, er wollte doch weiter an den Bibelkursen arbeiten! Cecilio war inzwischen einer der Leiter seiner sehr lebendigen, ständig wachsenden Kirche am Hasenberg geworden und half in einer der vier Kindergruppen und auch im Jugendkreis mit. Doch am Hasenberg, wie in anderen Gegenden des Gebirges, gibt es kaum eine Möglichkeit zum Geldverdienen. Dies ist fast nur möglich, wenn man während der Kaffee-Ernte, ab Oktober oder November für einige Monate fleißig auf einer Kaffee Farm die roten, reifen kirschenähnlichen Kaffeebeeren pflückt. Die Stadt Boquete, die umgeben ist von vielen Kaffeeplantagen ist das Zentrum für die Kaffee-Ernte in Panama. Dorthin ging Cecilio wieder einmal im November, um sich Geld zu verdienen. Die Teilnahme an einem evangelischen Gottesdienst war ihm auch in einer fremden Latinostadt zum Bedürfnis geworden, und so hörte er von der wieder eröffneten evangelischen Kirche der Zentral-Amerikanischen Mission, die sich fast im Zentrum des Städtchens Boquete befindet. Wie erstaunt war er, als er dort die Missionarin Carlota in der ersten Bankreihe sitzen sah! Wie kam sie denn nur gerade hierher?! War sie denn nicht im fernen Deutschland geblieben, oder auch nach Tolé, wo sie früher wohnte, wieder zurückgekehrt?! Und nun aber war sie in Boquete! Als sie sich umdrehte, erkannte sie ihn gleich. "Cecilio, Du bist hier?! Ich habe für Dich die ganze Zeit über, die ich in Deutschland war, gebetet! Wie schön, Dich hier wieder zu sehen!" Und da war er, trotz der Not, auf einer Kaffeeplantage auf engem Raum mit lauter Ungläubigen und spottenden Menschen wohnen zu müssen, wieder "zu Hause"! Die "Gemeinschaft der Heiligen", wie die Bibel sagt, hilft auch über die innere Einsamkeit mit Ungläubigen auf dem Arbeitsplatz hinweg! In seiner freien Zeit konnte Cecilio nun weiter an den Bibelkursen arbeiten, die ihm bisher so zum Segen geworden waren. Und er tut es mit Freuden, damit er die "süße" Botschaft des Evangeliums auch anderen besser schmackhaft machen könnte, denn immer wieder erinnert er sich an seine erste Begegnung mit dem Evangelium, die so süß war, wie das Bonbon, das er bei seiner ersten Kinderstunde von der großen weißen Frau empfangen hatte!

Der ältere Bruder!

Jeder Stamm hat seine Ordnungen und geheimen „Gesetze“, im Familien- und Stammesleben und seine Vorschriften, denen man folgen muss. So auch im Guaymi-Indianerstamm in Panama, obgleich dieser Stamm schon lange mit der Zivilisation der in Panama herrschenden Latinos, d. i. der spanisch sprachigen, der katholischen Religion angehörigen Oberschicht in Kontakt ist. Im Laufe der letzten 40 bis 50 Jahre sind durch evangelische Missionare viele zum lebendigen Glauben an Jesus Christus als ihren HERRN gekommen und viele einheimische evangelische Kirchen wurden gegründet, die sich von den falschen unbiblischen Regeln und Stammesgesetzen gelöst haben. Aber immer noch gelten die bisherigen Regeln und Gesetze bei den Ungläubigen für das Zusammenleben der Stammesangehörigen. Frauen und Mädchen stehen ganz unter der Herrschaft ihrer Eltern, die sie einem Manne, von dem sie meinen, er könne sie ernähren, als 12 - bis 15jährige übergeben, selbst dann, wenn dieser Mann schon eine oder zwei andere Frauen hat. Doch wenn die Mädchen schon bei ihrem Gatten leben, so hat immer noch der ältere Bruder Macht über sie, d.h. er kann entscheiden, wie lange sie bei diesem Manne bleiben soll, sodass der ältere Bruder sie einfach wegholen kann und einem seiner "Freunde" übergeben, wenn dieser ihm dann als „Gegengabe“ seine eigene Schwester als Frau

übergibt. - Auch in Krankheitsfällen bestimmt nicht der Gatte, sondern der ältere Bruder zu welchem Arzt oder Heiler er seine Schwester bringen darf!!

So geschah es in diesem Jahr (2003), dass die 14jährige Tochter des früheren Pastors einer großen Indianergemeinde krank wurde. Doch leider hatte sich dieser vorher so eifrige Pastor Thomas, ganz vom HERRN und seiner eigenen Gemeinde abgewandt, als ein neuer Pastor von der Gemeinde eingesetzt wurde. Obgleich sein Wohnhaus dicht neben der Kirche stand, ging er nicht mehr zu den Gottesdiensten, sondern verschwand vorher auf eines seiner Felder in den Bergen. Von seinen drei Söhnen war nur einer, der dem HERRN von ganzem Herzen nachfolgte, die anderen blieben fern von Gott und nur noch ihren Stammesgebräuchen treu. Da die merkwürdige Krankheit seiner Tochter immer mehr zunahm, brachten die Eltern ihre noch nicht verheiratete Tochter zum hiesigen Krankenhaus. Es sah so aus, als ob ein Feind der Familie einen Zauberfluch auf das Kind gelegt hatte, was sich meistens in Halsverengungs-Symptomen bemerkbar macht. Die Ärzte taten ihr Bestes, um dem Mädchen zu helfen, konnten aber nicht herausfinden, was die Krankheitsursache war. Alle Laboruntersuchungen waren normal und auch Operationen brachten keine Erleichterung der Symptome. Doch Gott fügte es so, dass die Ärzte das Mädchen nicht aufgaben, sondern sie weiter betreuten mit immer neuen Methoden und behandelten sie als einen interessanten Lehrfall. So gingen drei Monate im Krankenhaus dahin und das Mädchen verlor fast ihre Stimme, musste künstlich ernährt werden und litt unter den vielen Untersuchungen und Halsoperationen, aber mit früher Gewissheit der Hilfe Gottes, durch die Gebete vieler Gläubiger und auch ihrer gläubigen Mutter, die die ganze Zeit bei ihr war. Da tauchte mit einem Male ihr ältester Bruder, der sie noch nie besucht hatte, im Krankenhaus auf. Er hatte schon des öfteren seinem Vater gesagt, dass die Ärzte seiner Schwester nicht helfen könnten, nur der Zauberer könnte ihr noch helfen! Deshalb wolle er sie aus dem Krankenhaus entführen und zum Zauberer bringen. Der vom HERRN abgefallene Vater konnte nichts dagegen tun. Und so tauchte unerwartet an einem frühen Morgen der älteste Bruder im Krankenhaus auf, um seine Schwester zu entführen. Doch am Tage zuvor hatte der Stationsarzt entschieden, sie in ein anderes Zimmer zu verlegen und auch die Mutter, die bei ihr die ganze Zeit wachte. Obwohl der ältere Bruder die bisherige Zimmernummer wusste, aber nicht die neue, konnte er sie doch nicht finden und sein ganzer teuflischer Plan war vereitelt! Er sah sie wohl in der Mittagsbesuchszeit, konnte sie da aber nicht mehr entführen, zudem auch sein gläubiger Bruder zugegen war, dem er von seinem Plan erzählte...! Ja, die Augen des HERRN schauen alle Lande, dass ER stärke, (und bewahre) die, so von ganzem Herzen bei IHM sind! Die 14jährige Ofelina hatte in diesen drei Monaten ihr Herz und Leben Jesus anvertraut, der sie heilen und bewahren konnte!

Auf das Gebet vieler Gläubiger hin und durch die unermüdliche Behandlung der Ärzte und die liebevolle Betreuung der Krankenschwestern, schenkte es Gott, dass alle Krankheitssymptome verschwanden und sie anfang, nach über drei Monaten wieder zu essen und zu sprechen und aufzustehen. Welche Freude! Doch beten wir weiter für den abgefallenen Vater und den ungläubigen älteren Bruder!

Ein anderer Fall ereignete sich vor Jahren in Chichica, wo ich für die Kranken dort verantwortlich war. Eine junge Frau wurde von ihrem Mann und ihrer Familie zu uns zur Behandlung gebracht. Wir konnten sie mit Medikamenten behandeln - sie wohnten alle in unserer kleinen Krankenhütte - wo sich eine langsame Besserung anbahnte. Der Gatte war bei ihr und wir hatten guten Kontakt zu ihm. Doch der ältere Bruder war nicht einverstanden, dass seine Schwester bei uns war und sagte: „Die Gringa kann ihr nicht helfen, nur der Zauberer!“ Obgleich der Gatte ihm versicherte, dass es ihr schon besser ginge, hörte er nicht auf ihn. Im Morgengrauen trug er sie fort, ohne uns zu benachrichtigen und als ich aufstand, um ihr die Medizin zu bringen, war die Krankenhütte leer!!! Welch ein Schrecken für uns! Wir

hörten dann, dass der ältere Bruder, gegen den Willen ihres Gatten, sie zum Zauberer gebracht hatte, wo sie nach kurzer Zeit starb. Der Gatte kam nach der Beerdigung weinend zu uns und berichtete uns von dem tragischen Tod seiner Frau. Wir konnten ihn nur trösten im Hinblick auf den Sieg Jesu am Kreuz, von dem wir der Kranken und ihrer Familie gesagt hatten, und wir hofften und beteten, dass sie Jesus angenommen hatte. „Unser Kampf ist nicht mit (Menschen von) Fleisch und Blut, sondern mit Mächtigen und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in dieser Finsternis herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel! (Epheser 6, 12)

9 TIERGESCHICHTEN AUS PANAMA

Das „fromme“ Schweinchen

„Ruff, ruff, ruff“ - Mitten in unseren Sonntagsgottesdienst kommen mit lautem Getön noch einige „Nachzügler“, - diesmal nicht zwei - sondern vierbeinige Gottesdienst-Besucher: Es sind zwei kleine Schweinchen, die zielbewusst auf unsere Kapelle zusteuern, in der die Guaymi-Indianer-Christen, die dicht gedrängt auf den runden Baumstamm-Bänken sitzen, fröhlich die Glaubenslieder zur Ehre Gottes singen. Die Melodien sind nicht so ganz, wie sie vom Liederdichter komponiert waren, doch das stört keinen, auch die beiden Nachzügler nicht!

Eins der beiden Schweinchen ist ganz schwarz, natürlich mit einer dicken Schmutzkruste überzogen und das andere ist schwarz- weiß - gefleckt. Das schwarze scheint von vornherein nicht viel Interesse an den frommen Leuten dort in der Kapelle zu haben, denn es schlägt bald eine andere Richtung ein. - Doch das andere, das schwarz- weiß - gefleckte, scheint entschlossen zu sein, zu den frommen Leuten zu gehen, deren Herzen und Leben vielleicht auch so schwarz- weiß - gefleckt sind, wie ich, - denkt das Schweinchen — Da, - mit einem Male, kurz vor der Kapelle entdeckt das Schweinchen etwas Interessantes: etwas zum Fressen! Da bleibt es stehen und wühlt aufgeregt mit dem Schweinerüssel in dem wertvollen Fund: etwas zum Fressen! Das muss näher untersucht werden und das kann man sich nicht entgehen lassen! So bleibt es dicht vor der Kapelle stehen und wühlt in der Erde, in der dieser interessante Fund versteckt ist - und richtig, es ist etwas Gutes zum Fressen! - Das Schweinchen frisst und schmatzt vor Vergnügen und wühlt weiter, ob nicht vielleicht noch mehr von diesem wertvollen Fund für den Bauch versteckt ist, - so nahe der Kapelle! So wühlt und wühlt es weiter, Nase, Mund und Augen aufgeregt auf die Erde geheftet. Dabei merkt es gar nicht, dass es immer weiter von den frommen Leuten abkommt, zu denen es eigentlich hingehen wollte! Doch über dieser wertvollen Magenspeise sind alle höheren Ziele und Gedanken vergessen und bald ist es, genau wie das schwarze Schweinchen, weit von dem Gottesdienstort entfernt und doch nicht hineingekommen.

Geht das nicht auch vielen Menschen genauso? Sie sind nicht ganz schwarz, nur schwarz- weiß - gefleckt, und sie wollen auch fromm sein und auch bei den frommen Leuten sein und sind auf dem besten Wege zu ihnen, schon ganz nahe und beinahe sind sie dort, doch da kommt plötzlich etwas in die Quere, was im Augenblick doch viel interessanter und wichtiger ist. Nein, das kann ich mir jetzt nicht entgehen lassen, das muss ich schnell noch ein wenig untersuchen und noch mitnehmen und dann kann ich immer noch zu den frommen Leuten gehen! Und beim Untersuchen dieser interessanten Sachen kommt immer mehr Interessantes ans Tageslicht und man wühlt und wühlt und vergisst darüber ganz die frommen Pläne und Absichten und am Schluss ist man genauso fern, wie die schwarzen Schweinchen, die nie vorhatten zu den frommen Leuten zu gehen! - Geht es Dir vielleicht auch so ?!

Froschgeschichten

Es ist Abend geworden und draußen ist es ganz dunkel. Hier bei uns in den Bergen gibt es keine Straßenbeleuchtung, da gibt es auch keine Straßen und keine Beleuchtung. Nur, wenn das große

Himmelslicht, der gute alte Mond gerade sein ovales oder rundes Vollmondgesicht aufgesetzt hat, dann haben wir Straßenbeleuchtung hier in Chichica! Doch heute Abend ist es dunkel, der Mond scheint zu schlafen. Doch ich muss noch einmal schnell hinaus und öffne die Türe, um hinauszugehen. Da, was ist das?! Hopp, hopp, hopp kommt etwas Schwarzes auf mich zugehüpft. Bei dem schwachen Schein der Petroleumlampe sehe ich, dass es eine dicke fette Kröte ist, die auf der kleinen Zementstufe vor unserem Haus im Dunkeln gesessen hat und nun, vom Licht geblendet, versucht zu entfliehen. Wohin vor lauter Angst? Die Froschaugen, die eigentlich nur im Dunkeln gut sehen können, funktionieren nicht mehr richtig und in der Aufregung geht aller Richtungssinn verloren. Dazu kommt noch, dass diese riesige Gestalt da in der Tür mit einem Stock ihr einen Schlag versetzt, dass es ganz mit ihrer Fassung vorbei ist!

Wohin nun fliehen? Wo ist Sicherheit und Rettung für mich? denkt die arme Kröte! So hüpf sie statt nach draußen, wo sie gut sehen kann, geblendet in die verkehrte Richtung, ins Haus hinein und zielbewusst auf mein Zimmer zu. Nein, eine Nacht gemeinsam mit einer Kröte zu verbringen, ist doch kein angenehmer Gedanke! Doch je mehr ich sie hinauszujagen versuche, umso mehr sucht sie nach einem Zufluchtsort im Hause. Schließlich sieht sie etwas Schwarzes in der Ecke stehen: meine Schuhe! Das ist der richtige Ort! denkt sie, und hüpf, hüpf, ist sie drin und versucht sich tief in das schwarze Loch hinein zu verstecken. Doch das ist noch weniger angenehm - eine Kröte in meinem Schuh! So nehme ich den Schuh, samt der Kröte und trage beide hinaus in die Dunkelheit, wo der Aufenthaltsort für die Kröte ein wohlbekanntes Gelände ist. Wie glücklich ist sie, in der Dunkelheit verschwinden zu können und gerettet zu sein vor diesem unheimlichen Menschenwesen dort im Hause.

Wie viele von uns sitzen wohl manchmal auf einer Stufe, wo sie eigentlich nicht hingehören. Und dann werden sie plötzlich geblendet und verlieren allen Richtungssinn und wissen nicht mehr, was recht und unrecht ist! Satan versteht es so gut, uns zu blenden, dass wir die Richtung verlieren und nur das eine wissen, dass wir nicht am richtigen Platz sind. In unserer Angst suchen wir nach einem Zufluchtsort, doch gerade in der verkehrten Richtung, in den Dingen dieser Welt und nicht bei dem, der allein Hilfe und Rettung ist, bei JESUS! Alle „Schuhe“, in die wir hineinflüchten, bieten keinen Schutz, bis Einer, der sich unser erbarmt uns hinausträgt an den Ort, wo wir hingehören: in Seine Nähe, „unter dem Schirm des Höchsten und dem Schatten des Allmächtigen“! Dann erst können wir sagen: „Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe - denn ER errettet dich!“ „Zuflucht ist bei dem alten Gott und unter den ewigen Armen“ (5. Mose 33, 27). Wie wunderbar!

Die Nachtarbeiter

„Brum, brum, brum!“ Was ist das für ein merkwürdiges Gebrumm am Abend wo alles sonst still ist und selbst die Fliegen und Küken sich in ihre „Schlafzimmer“ zurückgezogen haben?! So ein Lärm am späten Abend! — Da sehe ich etwas Schwarzes, Rundes sich langsam von der Decke her, der Petroleumlampe nähern und mit einem kleinen Knall fällt das schwarze Etwas auf den Tisch. Ausgerechnet auf den Rücken ist es gefallen und ich sehe, wie das Tierlein aufgeregt mit den Beinen in der Luft strampelt. Es ist ein riesengroßer Käfer, so groß, wie ich noch nie einen gesehen habe, dunkelbraun, dick und rund. Der Kopf sieht beinahe aus, wie ein Spaten. Meine Kollegin erklärt mir, dass das Tierlein diesen Spaten zum Graben benutzt. Es ist ein nützliches Tier, ein Käfer, der dafür sorgt, dass alles schön sauber und aufgeräumt ist in unserem Garten, wo die Pferde grasen. Dort bekümmert es sich besonders um den Pferdemist, den es zu kleinen runden Kugeln formt und in bestimmte, vorgegrabene Löcher verschwinden lässt. Wenn man dann am Morgen aufsteht, ist alles

schön sauber und aufgeräumt und kein Pferdedung liegt mehr auf den Wegen herum. Während wir schlafen, tun diese Käferlein fleißig diese wichtige Arbeit und wenn wir dann aufstehen, dann haben sich die Käfer in ihre „Schlafzimmer“ in der Erde zurückgezogen, wo sie kein Huhn oder Raubvogel finden kann.

Eines Morgens sehe ich beim Ausfegen unseres Hauses etwas Schwarzes, Rundes auf dem Rücken liegen. Als ich es mit dem Besen anstoße, bewegt es sich und ich sehe, wie diese „Kugel“ Beine hat, die aufgereggt in der Luft strampeln. Es ist einer unserer Nachtarbeiter, der beim Flug sich in unser Haus verirrt und dort auf den Rücken fiel und sich nicht mehr aufrichten konnte. So lag er die ganze Nacht hilflos auf dem Rücken und als ich ihn am Morgen anstieß machte er nochmals einen vergeblichen Rettungsversuch. Ich richte ihn auf und trage ihn nach draußen. Da sehe ich, wie er mit dem „Spaten“ am Kopfe versucht, sich in den Boden hinein zu graben. Doch er merkt, dass es hell draußen ist und für ihn Zeit zum Schlafen. Doch der Boden ist hart und es gelingt ihm nicht, sich einzugraben und sich in Sicherheit zu bringen. Da kommt auch schon der größte Käferfeind angelaufen, eins unserer Hühner, für die so ein fetter Käfer eine Delikatesse ist! Doch ich scheuche das Huhn fort und verzweifelt macht der Käfer nochmals einen Eingrabe- und Rettungsversuch. Doch wieder vergeblich und mit aller Gewalt versucht das Huhn, den fetten Käfer zu fressen. Da bringe ich ihn an einen Ort, wo der Boden weich ist und der Käfer sofort im Boden verschwinden kann.

Ist das nicht ein Bild für den Teufel, der umhergeht und sucht, wen er verschlingen kann, einen, der sich auf hartem Boden befindet und sich selbst nicht retten kann! Nur bei Jesus, dem starken Retter ist Sicherheit vor diesem tödlichen Feind!

*„Jesus spricht: „ICH BIN der Gute Hirte. Der Gute Hirte lässt Sein Leben für die Schafe.“ „Meine Schafe hören Meine Stimme und ICH kenne sie und sie folgen Mir und ICH gebe ihnen das ewige Leben und sie werden nimmermehr umkommen und niemand wird sie aus Meiner Hand reißen.“
Johannes 10, 11 und 27 – 28*

Schlangengeschichten

„ABER die SCHLANGE war listiger als alle Tiere auf dem Felde, die Gott der HERR gemacht hatte und sprach... „Ja, sollte Gott gesagt haben...?“

1. Mose 3, Vers 1

„Da sprach Gott der HERR zu der Schlange: Weil du das getan hast, seist du verflucht... Und ICH will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe...“

1. Mose 3, Vers 14+15



Bei allen Naturvölkern existiert eine natürliche Abneigung gegen alle Arten von Schlangen und nur die Zauberer benutzen sie für ihre finsternen Zwecke. Wenn unter den Guaymi-Indianern das spanische Wort „Culebra“ ertönt, wissen alle, dass ein gefährlicher Feind in der Nähe ist, den man nicht am Leben lassen darf und weil die Indianer eine teuflische Macht hinter jeder Schlange sehen, sind diese Tiere der Feind Nr. 1 für sie.

An einem Nachmittag kam ein mir nicht bekannter Zauberer mit seiner kranken 12jährigen Tochter zu uns in die Klinik, um für sie „Zaubermedizin“ zu bekommen,

da die seinige ihr nicht geholfen hatte. Es war ein Hautekzem und ich gab ihm eine entsprechende Salbe und erklärte ihm die Anwendung. Mit gleichgültiger Miene nahm er die Salbe entgegen und begab sich aber sogleich in unsere Küche. Dort sah er einige Gefäße, in denen wir Zucker und Mehl aufbewahrten und sagte mir: das will ich haben! Ich erklärte ihm, dass sie die einzigen Gefäße sind, in denen wir Zucker und Mehl aufbewahren müssen und weigerte mich, sie ihm zu geben, bot ihm aber dafür ein anderes kleineres Gefäß an, was er nicht annahm, und wütend davonging. Am Abend saßen meine Mitarbeiterin und ein Besucher noch längere Zeit beim trüben Schein unserer Kerosinlampe in der Küche, als aus dem Zimmer neben dem Klinikräumchen, in dem ein Indianer-Mädchen schlief, der Ruf ertönte: „Culebra Eine Schlange ist in meinem Zimmer!“ Wir fragten: „Wo?“ „An der Tür in meinem Tragnetz!“ rief sie. Wir öffneten die Tür und eine giftige schwarze Schlange fiel zu Boden, die zu entkommen versuchte. Doch der Indianer Besucher fand schnell einen Knüppel mit dem er die Schlange tötete. Wie war sie nur dahin gekommen, in den innersten Raum unseres kleinen Hauses? Wir waren uns einig, dass nur der Zauberer sie dorthin gelegt haben könnte, aus Rache, dass ich ihm nicht gab, was er haben wollte!

An einem Spätnachmittag machte ich im Abendsonnenschein, nach einem langen Kliniktag noch einen Spaziergang zu einer Bergwiese, von der aus man den Pazifischen Ozean sehen konnte. Ich achtete nicht auf den schmalen Graspfad, der im Sonnenschein lag, doch merkte ich plötzlich, dass sich etwas neben meinem Schuh bewegte und bemerkte zu meinem Schrecken, dass es eine kleine, aber sehr giftige Schlange war, die auf dem Pfad schlief. Doch schlaftrunken bewegte sie nur ihren giftigen Kopf ein wenig zurück und schlief weiter! Welch ein Wunder, dass sie mich aus Rache, dass ich ihr vor den Kopf gestoßen hatte, nicht gebissen hatte! Ich war vor Schreck nach vorn gesprungen und rief einen Mann zu Hilfe, der gerade in der Nähe war. Mit einem Stecken kam er vorsichtig näher und erschlug sie. „Oh, das ist aber eine ganz giftige Schlange, wenn die dich gebissen hätte!“ Doch ich dankte Gott für die Bewahrung!

An einem anderen Abend war ich gerade von meinem Abendspaziergang zurückgekommen und musste nur noch den kleinen Hügel, auf dem unser Haus lag, hinaufgehen, als ich einen großen Schritt machte und wie ich es sonst nicht tue, auf meine Füße schaute. Da sah ich zu meinem Schrecken, wie auf der Erde zwischen meinen beiden Füßen eine dicke schwarze Schlange hindurch kroch! Ich sprang nach vorne und schrie (wie ich es sonst auch nicht tue) laut auf: „Jetzt hat sie mich aber gebissen!“ doch spürte ich keinen Biss und bemerkte nur, wie die Schlange im hohen Gras verschwand. Welch eine wunderbare Bewahrung! Mit Dank erreichte ich unser Haus und erzählte, wie Gott mich so gnädig bewahrt hatte! Ja, selbst die Schritte eines Gerechten sind von Gott gelenkt!

Als ich einmal in meiner Übersetzerhütte beim Arbeiten an der Guaymi-Übersetzung des Neuen Testaments mit Pablito, meinem Übersetzungshelfer, arbeitete, fiel mir auf, wie eins unserer Hühner nach vorne und dann nach hinten sprang. Ich fragte Pablito, warum das Huhn sich so merkwürdig aufführt. Er sagte: „Es kämpft mit einer Schlange!“ Und richtig, sie wollte die kleine Giftschlange wie einen Wurm verzehren, aber die Schlange griff sie an, sodass das Huhn zurücksprang und dann wieder einen Angriff auf die Schlange machte. So ging das eine ganze Weile hin und her, bis Pablito die Schlange tötete und das Huhn den „Wurm“ auffressen konnte, ohne von ihm den tödlichen Biss zu erhalten.

Ein anderes Mal hörten wir, wie etwas auf die Erde herunterplatschte. Ich fragte wieder, was das wohl bedeuten könnte. Pablito erklärte mir, dass sich eine der langen Baumschlangen auf die Erde geworfen habe, um ein Tier zu verspeisen. Wir sahen nach und bemerkten, wie die Baumschlange einen Frosch im Maul hatte, den sie gerade verschlucken wollte. Der Kopf des Frosches war schon in ihrem Maul, nur die beiden Beine konnten wir noch sehen. Ich holte schnell meine Kamera, um ein Foto zu

machen, denn das Verspeisen geht auch bei Baumschlangen nicht so schnell vor sich. Pablito erschlug die Schlange und das Fröschlein sprang fröhlich aus dem Maul der Schlange heraus! Es war also keine giftige Schlange, sondern eine Würgeschlange. Welch eine Lektion konnte ich daraus erkennen! Der Teufel in seiner Schlangeneigenschaft hat auch schon manche Menschen in seinem Maul, um sie ganz in seine Gewalt zu bekommen, doch wenn Jesus, der Stärkere für ihn eintritt, kann ein Mensch auch noch aus dem Maul, d. i. aus der Gewalt des Teufels errettet werden!

Auch Katzen lieben Schlangenfleisch und greifen sie an, wo sie sie finden. An einem Nachmittag rief mir Pablito zu, ich war gerade in der Küche unseres Hauses: „Rufe Pussi, unsere Katze!“ Ich wußte nicht warum, sah aber, dass sie den Kopf hin und her bewegte und vor ihr eine aufgerollte Schlange, deren Kopf nur ein wenig von Pussi entfernt war, sich ebenso bewegte. Jedes von beiden Tieren wartete auf den geeigneten Augenblick, um dem anderen den Todesstoss zu versetzen. Ich konnte unsere Pussi gerade noch vor der Schlange retten und Pablito nagelte die Schlange mit einem langen Stab auf die Erde. Welch ein Kampf auch im Tierreich!

Schlangengeschichten 2

Es war an einem Abend in dem Latinostädtchen Tolé, wo ich etwa 17 Jahre lang wohnen durfte. Unser kleines Holzhäuschen war nicht mehr ganz dicht, auch nicht die mit Fliegendraht verkleideten Fenster, die an einigen Stellen Löcher aufwiesen. Ich hatte die seltene Freude, eine Besucherin aus Deutschland bei mir zu haben, mit der ich einige Zeit am Strand des Pazifischen Ozeans verbringen konnte. Nun waren wir nach Tolé zurückgekehrt und unterhielten uns noch ein wenig in meinem Zimmer, wo ich dicht am kleinen Fenster saß. Als ich mich umdrehte und die bunten Vorhänge vorziehen wollte, bemerkte ich, dass die Bänder, mit denen ich die Gardinen zusammenhielt, recht schmutzig geworden waren. Das kommt vor, dachte ich, doch als ich näher hinschaute, sah ich zu meinem Schrecken, dass die „Bänder“ sich leise bewegten und dass es eine schmutzigfarbene Schlange war, die sich um die Regalbretter geschlungen hatte, deren Kopf aber unter dem Brett sich leise bewegte! Eilig sprangen wir beide auf und ich rief einen Indianer, der gerade in der Nähe war, dass er kommen sollte, um die Schlange zu töten. Er kam vorsichtig herein und fragte: „Wo ist sie?“ „Um das Brett gewickelt!“, sagte ich. „Oh. eine kleine Boa“ sagte er etwas verächtlich, „keine Giftschlange! Gib mir ein Stöckchen und eine Strippe!“ Ich gab ihm beides, ohne zu wissen, was er damit wollte. Er machte eine Schlinge und befestigte die Strippe an dem Stöckchen, streichelte die Schlange unter dem Bauch, sodass sie den Kopf hochhob und er die Schlinge wie ein Lasso über ihren Kopf werfen konnte, die er mit einem Ruck zusammenzog und die Schlange baumelte an seinem Stöckchen! „Ich werde sie an einem Baum aufhängen, morgen früh ist sie dann tot!“ sagte der Indianer. Nein, sagte ich, töte sie lieber gleich mit der Matschette, sagte ich ihm ängstlich, weil ich nicht sicher war, ob sie dann wirklich tot wäre und sich nicht aus der Schlinge befreit hätte und uns nochmals besuchen würde!

Einige Jahre später in Boquete, wo ich jetzt wohne, geschah es an einem Sonntag, als wir ahnungslos in der Kirche saßen. Miguel, der Mann von Sara, war mit ihrem kranken Söhnchen Julian zu Hause geblieben, als er in unserem kleinen Hühnerstall hinter unserem Wohnhaus hörte, wie die Hühner unruhig wurden. Er schaute nach und sah zu seinem Entsetzen eine riesige Boa Constrictor, die gerade dabei war, eine von unseren beiden großen Legehennen aufzufressen. Da die Boa zu groß war, um sie allein zu erlegen und er auch kein Gewehr hatte, rief er einen verwandten Indianer zu Hilfe, der auch in der Kirche war und schnell ihm zur Hilfe eilte. Beide fanden einen großen Ast, an dem sie einen dicken Strick befestigten und eine Schlinge, ein Lasso, aus dem Strick machten und dann mit vereinten Kräften die Riesenschlange hochhoben und an einem großen Baum aufhängten. Sie muss wohl 50 Pfund gewogen haben und etwa 3 Meter lang gewesen sein. Da hing sie nun und wand sich wie ein

Knäuel mit dem muskulösen dicken Körper hin und her, ich konnte sie sehen, als wir aus der Kirche gekommen waren. Welch ein Untier, das selbst Menschen und größere Tiere zerdrücken und auffressen kann! Wie dankten wir Gott für die Bewahrung, denn sie muss schon öfter unseren Hühnerstall besucht haben, denn es fehlten immer wieder Hühner! Ja, „groß Macht und viel List, sein grausam Rüstung ist!“ und das gilt vom Teufel, der „alten Schlange“! (Offenbarung 12, 9).

Schafe und Bienen

Ovejas y Abejas

Bei der Übersetzung des Neuen Testaments in die Guaymi-Sprache waren Layo und ich im Johannes Evangelium und begannen das zehnte Kapitel. Ich fragte ihn: Kennt Ihr Schafe? Habt ihr sie schon einmal gesehen? Nein, sagte er. Was sind denn das für Tiere? Die gibt es bei uns nicht. Ich versuchte die „Ovejas“, wie sie im spanischen heißen, zu beschreiben, doch er konnte sich diese Tiere nicht richtig vorstellen und es war ihm fremd, dass sie jemand brauchen, der sie betreut und immer bei ihnen ist, einen Hirten. Da es in der Guaymi-Sprache ja kein Wort gibt für ein Tier, das dort nicht existiert, mussten wir das spanische Wort Oveja für dies unbekannte Tier gebrauchen. Ich suchte nach Bildern von Schafen, doch auch diese sagten nicht allzuviel aus über diese in der Bibel oft vorkommenden Tiere. Da „begab es sich“, dass ich in einer kleinen Ferienpause zu dem Höhenort Boquete fuhr, um dort ein paar Tage auszuruhen. Als ich an einem Tage die Strasse entlang ging, sah ich einen Lastwagen vorbeifahren, auf dem ein Schaf gemalt war und darunter stand: „Die Farm der Lämmer“: - Kann es sein, dass es an diesem Ort irgendwo Schafe gibt? dachte ich. Ich fragte einen Ortsansässigen, ob es wohl hier eine Schaffarm gäbe. Ja, sagte er, der frühere Bürgermeister, Herr Guerra hat eine Schaffarm, sein Haus ist hier ganz in der Nähe und er zeigte mir das Haus. Etwas verlegen klopfte ich an die Tür und eine forsche Frau öffnete mir und fragte nach meinem Begehrt. Etwas zögernd sagte ich: Ich sah den Lastwagen auf dem „die Farm der Lämmer“ stand. Gehörte der Wagen Ihnen und haben Sie wirklich Schafe? Ja, sagte sie erfreut, wir haben Schafe! Sind sie daran interessiert? Ohne meine Antwort abzuwarten, holte sie den Autoschlüssel und sagte: Wir können gleich zu unserer Farm fahren, steigen Sie nur ein! Auf holprigen Wegen gelangten wir schließlich zu der Farm, die an einem Berghang lag, der mit saftigem Gras bewachsen war, wo lustige Schäflein herum sprangen und der Farmbesitzerin freudig entgegen liefen. Auch ich wurde von den lebendigen fröhlichen Schafen „umarmt“, dass ich fast umfiel. Wir haben etwa 120 Schafe hier, von der englischen Suffolk Rasse, die wir von USA in einem Flugzeug einfliegen ließen vor einigen Jahren und sie haben sich hier so sehr vermehrt. Wieviel Schafe wollen Sie? Nun, zwei, sagte ich etwas überrascht, ein Schafpärchen! Aber wir wohnen weit weg von hier! Das macht nichts, mein Mann kann sie im Kofferraum unseres Autos nach Tolé transportieren und ein Indianer kann sie dann die Berge hinauftreiben bis zu Ihrem Ort Chichica. Das ist kein Problem! Wieviel kosten sie denn? fragte ich immer noch überrascht. 25 Dollar das Stück, Sie können mir einen Scheck schicken oder direkt in bar bezahlen! So schnell wie wir kamen, fuhren wir zurück in dem Jeep der Bürgermeistersfrau und ich ging noch wie betäubt zu meinem Hotel zurück. Schafe für Indianer! Das ist ja wunderbar, dann werden sie auch verstehen, was Jesus meint, wenn Er von den Schafen und ihrem Hirten sagt!

Als ich wieder in Chichica, wo ich damals wohnte, ankam, suchte ich sogleich nach einem zuverlässigen und willigen Indianer und fand auch einen Jugendlichen, Narciso, der bereit war, nach Boquete zu fahren und zu der Bürgermeistersfrau zu gehen und das Schafpärchen zu kaufen und es dann zu uns nach Chichica hinauf zu treiben. Unbekümmert fuhr er, mit dem Bargeld für die zwei Schafe in der Hand nach Boquete, das die meisten Indianer von den Kaffeefarmen, auf denen viele von ihnen arbeiten, kennen. Der Bürgermeister fuhr dann in seinem Privatauto die beiden an den Beinen

zusammengebundenen Schafe im Kofferraum und den Indianer-Jugendlichen die 150 km nach Tolé, wo er die beiden Schafe, die still und geduldig im heißen Kofferraum ausgehalten hatten, losband und sie dem Indianerjungen übergab. Dieser band ihnen einen Strick um den Hals und führte sie langsam die Bergpfade hinauf, wo sie oft keuchend ihrem jungen Führer folgten. Ein Problem war der breite Bergfluss, den sie ohne Brücke überqueren mussten. Der junge Narciso band das eine Schaf am Ufer fest und legte das andere Schaf auf seine Schultern und trug es durch den Fluss auf die andere Seite. Dann ging er zurück und holte das andere dort angebundene Schaf und trug es sorgfältig auf seinen Schultern auf die andere Seite zu dem dort wartenden Schäfchen. Nach dieser mühsamen 24 Stunden währenden Bergreise (wofür wir sonst nur acht Stunden zu Pferd brauchen) kamen alle drei keuchend und erschöpft an unserem kleinen weißen Holzhäuschen in Chichica an. Ich holte gleich Wasser für die durstenden Schafe und band sie im Schatten eines großen Baumes an, wo sie sich langsam wieder erholten. Wir nannten das Schafpärchen Wolly, den Bock und Molly, das Weibchen.

Als dann die ersten Indianer zu unserer kleinen Krankenstation kamen und die beiden Schäfchen friedlich grasen sahen, fragten sie erschrocken: Was sind denn das für „Wildkatzen“? Beißen sie denn auch? Fressen sie auch Menschen oder irgendwelche Tiere? Nein, sie fressen nur Gras und Mais, wenn ich es ihnen bringe. Sie sind zahm und wehrlos und ganz auf die Hilfe von uns Menschen angewiesen! Staunend betrachteten sie diese merkwürdigen Tiere, doch keiner wagte es, ihnen zu nahe zu kommen. Doch die beiden Schäfchen, Wolly und Molly, denen ich täglich ihre Portion Mais brachte, akzeptierten mich schnell als ihre „Hirtin“ und Besitzerin, der sie überall hin folgten. Als ich einmal einen Besuch machen wollte zu Indianern, die ziemlich weit entfernt wohnten, wollte ich nicht, dass die Schafe mir folgten. Doch sie folgten mir auf gewissem Abstand immer nach. Wenn ich mich umdrehte, scheuchte ich sie zurück und ließ sie wissen, dass sie zu Hause bleiben sollten, doch wenn ich mich wieder umgedreht hatte zum Weitergehen, kamen sie heimlich hinter mir her geschlichen, und so ging das eine ganze Weile, dass sie sich immer hinter einem Busch versteckten, wenn ich mich nach ihnen umdrehte. Schließlich musste ich es aufgeben und sie auf Abstand mir folgen lassen!

Die Hitze machte meinen Schafen mit ihrer dicken Wolle schon zu schaffen und wir mussten sie immer wieder scheren und im Bach waschen. Außer dem ersten Pärchen Wolly und Molly, die krankheitsanfällig waren und starben, mussten wir noch fünf weitere Schafe kaufen, die ich dann aber in die höheren Bergregionen schicken musste. Ein gläubiger Indianer, Franzisko Qu., der ihr Schafhirte wurde, betreute sie liebevoll und in der kühleren Gegend vermehrten sie sich auch, sodass Franzisko schließlich eine ziemlich große Herde hatte. Er spendete dann zu den großen Bibelkonferenzen, wo meistens über 1000 Menschen zusammenkamen, einige von seinen Schafen für die Verpflegung der Teilnehmer. Zuerst hatten die Indianer Angst, dies fremde Fleisch zu essen, was ihnen nach ihrem alten Aberglauben schaden könnte, doch als keiner von ihnen, die es wagten das Schaffleisch zu essen, krank wurde, da aßen es die anderen auch ohne Bedenken.

Ich versuchte auch, die Wolle zu verwerten und kaufte in Deutschland einige Spinnräder und wir hatten für einige Frauen eine Spinn-Freizeit, wo diese spinnen lernten, doch die meisten kamen mit den Spinnrädern nicht zurecht, die auch in den Bergen schnell kaputt gingen. Doch die Indianer-Geschwister, die nun das zehnte Kapitel des Johannes Evangeliums u. a. Bibelstellen lasen, verstanden, was Schafe sind und warum uns Gott mit Schafen vergleicht, die in die Irre gingen und einen Guten Hirten, der sie rettet, brauchen!

Das spanische Wort für Bienen ist ABEJAS, ganz ähnlich dem Wort OVEJAS, aber beide Tierarten sind doch sehr verschieden! Eins ein vierbeiniges Säugetier und das andere ein kleines Insekt mit Flügeln, das Honig von den Blüten der Bäume oder Blumen einsammelt und in seinen Waben aufbewahrt. Die Indianer kennen wilde Bienen und ihren süßen Honig, den sie in hohlen Bäumen oft

finden können und ihn dann mit Buschmessern aus dem Baum herausholen und sie schätzen den wilden Bienenhonig sehr. Doch ist es recht selten, dass solch ein süßer Schatz in einem Baum gefunden wird.

Eines Tages kam zu unserem kleinen Häuschen im Gebirge ein amerikanischer Peace Corps Mann, der uns erzählte, dass auf einer großen Lehrfarm von der Regierung ein Kursus für Bienenzucht angeboten wurde, an dem er selbst schon teilgenommen hatte. Er machte uns Mut, doch einige Indianer dorthin zu schicken und dort ausbilden zu lassen. Ich schrieb an den Leiter dieser Kurse und bekam eine freundliche Zusage, dass ich zunächst zwei Indianerbrüder dorthin schicken konnte. Sie kamen begeistert und hocheifrig mit je einem Bienenstock zurück, stellten diesen auf und kümmerten sich nicht mehr darum. Der Erfolg ist leicht auszudenken, große schwarze Ameisen nisteten sich ein und töteten die Bienen und bei den schweren Regengüssen konnten sie nicht fliegen und Honig sammeln und verhungerten so in der Regenzeit!

Ich versuchte es noch einmal mit drei anderen Brüdern, die ich dorthin schickte und die eifrig lernten und siegreich mit je einem Bienenstock zurückkehrten. Zwei von ihnen kümmerten sich sehr eifrig um ihre Bienen und konnten mit den Jungbienen ein und später mehrere Bienenvölker züchten und damit ihren Honigertrag mehren. Da das Herausnehmen des Honigs von den Bienenwaben oft schwierig war, konnte ich von Deutschland mir eine Honigschleuder durch meine Mutter schicken lassen, die diese auf einer landwirtschaftlichen Ausstellung gesehen hatte und für mich bestellte und schicken ließ. Das war eine Freude, als diese nun bei den Indianern in Aktion trat! Ein Indianerbruder, Emilio, hatte inzwischen seine Bienenstöcke auf über 20 vermehren können und diese produzierten nun Mengen von wertvollem Honig, den er verkaufen und auch verschenken und selbst gebrauchen konnte. Er war ein begeisterter Bienenfreund geworden und die Bienen kannten ihn und er wurde fast nie von ihnen gestochen. Und ich freute mich, wenn ich ihn besuchte und seine Bienenstöcke bewundern konnte. Doch dann kam das Unglück, das ganz Amerika vom Süden her heimsuchte: Die „Killerbienen“ kamen auch nach Panama und drangen in alle Bienenstöcke ein und töteten unsere zahmen Bienen! In großen Schwärmen kamen sie geflogen und es hörte sich an, wie der Motor eines Flugzeuges, wenn sie über uns hinweg flogen. Nicht nur zahme Bienen, sondern auch Menschen und Tiere griffen sie an und ich weiß von einem Pferd, das in Tolé von solch einem Bienenschwarm getötet wurde. Auch von ihnen angegriffene Menschen töteten sie und kein von ihnen angegriffener Mensch konnte sich selbst retten. Einmal hörte ich auf einem Spaziergang, bei dem ich allein war, das „Motorengeräusch“ eines solchen Bienenschwarms über mich dahinfliegen. Ich warf mich auf die Erde und bat Gott um Seinen Schutz und der Schwarm flog über mich hinweg! – Danke! Ein älterer Latino-Bruder, der auf einem Bulldozer saß, der ziemlichen Krach machte, wurde einmal von den Bienen angegriffen, konnte aber noch weglaufen und musste zum Krankenhaus gebracht werden, wo ihm mit Antihistaminspritzen geholfen werden konnte.

Doch ein 14-jähriger Schüler unserer Missionsschule geriet bei einem Ausflug in solch ein Killerbienennest und wurde von ihnen so gestochen, dass er dort starb. Da dies auf einem Berg geschehen war und die mit einem Hubschrauber angeflogenen amerikanischen Hilfskräfte von der Kanalzone den toten Jungen nicht erreichen konnten, mussten sie zurückfliegen und Bienenschutzkleidung holen, da auch sie von den Bienen angegriffen wurden.

Doch was tat nun unser Indianerbruder Emilio mit seinen 22 Bienenvölkern? - Er musste ansehen, wie die Killerbienen in die Stöcke seiner zahmen Bienen eindringen und diese töteten und sich selbst dort einnisteten und sehr vermehrten. Doch mit großem Mut und Vorsicht holte er sich von den ihm noch verbliebenen zahmen Bienen eine Bienenkönigin heraus und setzte sie in einen von den Killerbienen besetzten Stock. Und siehe da, die Jungbienen wurden wieder zahm von der zahmen Königin! Doch das war ein schwieriges Unternehmen, zumal die Killerbienen schon die meisten Stöcke

eingenommen hatten. Schließlich blieben ihm noch zwei zahme Bienenvölker übrig, bis diese auch von den gefährlichen Killerbienen eingenommen wurden. Diese tragen auch guten Honig, aber sie bleiben nicht lange an einem Ort oder in einem Bienenstock, sondern fliegen wieder davon! So haben wir in Panama und in anderen südamerikanischen Ländern nur noch Honig von Killerbienen, den einige dafür gut ausgerüstete Bienenzüchter geerntet haben. Wir selbst aber haben gesehen, wie auch in der Tierwelt der Kampf der bösen Bienen gegen die guten tobt und das Böse immer stärker ist als das Gute. Doch der Stärkste, der Schöpfer Selbst, der auch die Bienen schuf, kann und wird auch das Böse in der Tierwelt überwinden, wenn JESUS kommen wird, um Sein Tausendjähriges Reich auf dieser Erde aufzurichten, wie es uns in der Offenbarung, im Kapitel 21 berichtet wird. Wie sehnen wir uns danach und beten: Komme bald, HERR JESUS!

Tierpark Panama

„Und GOTT sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das UNS gleich sei, die da herrschen über die Fische...und über die Vögel, über das Vieh.. und über alle Tiere des Feldes...und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht!“

1. Mose 1, 26

„Was Gott uns durch Tiere sagen will!“

Heute Morgen gegen 6 Uhr wachte ich durch den wunderbaren Gesang eines großen Vogelchores auf, der mit vielen Stimmen harmonisch das Lob Gottes laut erschallen ließ. Die negativen Gedanken, die sich beim Aufwachen bei mir einschleichen wollten, verschwanden sofort und ließen mich mit einstimmen in das vielstimmige Lob Gottes!

Beim Hinausschauen sah ich in dem ersten Sonnenstrahl, das leuchtende Rot der Lilien und die herrliche Schönheit der Rosen in unserem Vorgarten, die alle von der Schönheit Gottes redeten. Der alte Indianerbruder José folgerte daraus und sagte: „Wenn Gott solche schönen Blumen gemacht hat, dann muss ER SELBST sehr schön sein!“

Nach dem gewaltigen Morgenlied der Vögel folgt etwas später das laute melodische Pfeifen des amerikanischen Regenpfeifers, der den Wechsel der Jahreszeiten ankündigt: Nach der heißen Trockenzeit von etwa vier bis fünf Monaten, beginnt nun wieder die etwas kühlere Regenzeit, die bis zum November geht, wo das Gras und manches, was vertrocknet schien, wieder neu grünt und blüht!

Unsere Hühnerfamilie folgt nun bald auf unserem grasigen Hof in ganz bestimmter Ordnung: Zuerst der Hahn, der keinen Nebenbuhler duldet, sondern bis zum Tode ihn verfolgt! Ich sah einmal zwei Hähne erbittert miteinander kämpfen und überlegte, wie ich sie wohl voneinander trennen könnte, doch dann sah ich zwei kleine australische Perlhühnchen ankommen, die durch die kämpfenden Hähne hindurchgingen, und die beiden Hähne ließen voneinander ab, denn die kleinen Friedensstifter stellten sich immer wieder zwischen die beiden Kampfhähne, bis diese schließlich, entrüstet krähen sich zu ihren Hühnerhäusern zurück begaben!

Aber auch die Ordnung in der Hühnerfamilie ist erstaunlich. Wenn das Futter ausgeteilt wird, kommen zuerst die ältesten Hennen dran, die anderen müssen warten, bis sie an der Reihe sind und ganz zuletzt dürfen sich die größeren und kleineren Küken von dem Futterrest etwas nehmen. Es gilt auch hier, wie in unserer gefallenen Welt das Recht des Stärkeren!

Was flitzt denn da im Dunkeln an der Wand entlang? Ich mache das Licht an und sehe eine graue Eidechse, die versucht, sich an einem dunkleren Ort zu verstecken. Innerhalb und außerhalb des Hauses kann man diese Tierchen sehen. Man nennt sie „Limpia-Casa“, d. h. „Haus-Reiniger“, denn sie

sind es, die das Haus von lästigen Insekten befreien. Da sehe ich neulich am beleuchteten Fenster einen „Haus-Reiniger“ und auch einen Nachtfalter, der auch vom Licht angezogen ist. Vorsichtig schleicht sich die graue Eidechse an den ahnungslosen Nachtfalter heran und mit einem Schwupp hat der Haus-Reiniger den Falter im Mäulchen!

Doch in einer anderen Nacht wache ich um vier Uhr früh auf und sehe zu meinem Entsetzen am Vorhang des gegenüberliegenden Fensters etwas Schwarzes, Längliches majestätisch herunter kriechen: Ein großer schwarzer Skorpion!! Schnell springe ich aus dem Bett und, da ich keine andere Waffe habe, wickle ich den Skorpion in den Vorhang ein. Was soll ich nun tun? Skorpione sind die schmerzhaftesten Feinde des Menschen, für die uns in Lukas 10,19 eine besondere Verheißung gegeben worden ist, die unter die Rubrik „alle Gewalt des Feindes“ eingestuft ist! Nach einem Stossgebet kann ich den eingewickelten Skorpion auf die Erde fallen lassen und mit dem Schuh zertreten! „Danke HERR!“ sage ich! Wie oft musste ich schon diese Skorpione - Verheißung für mich in Anspruch nehmen, denn in einem neu gebauten kleinen Holzhaus auf der Reiterhöhe, wo wir ein Jahr wohnten, musste ich wohl mehr als 30 Skorpione töten!

Hier im kühlen Boquete gibt es doch keine Skorpione, dachte ich! Doch da tauchten sie auch in meinem Zimmer mehrmals auf! Unser tapferer Schäferhund mit dem schönen Namen „Beethoven“, wurde an einem Abend von einem Skorpion (den wir nachher fanden) ins Bein gebissen und heulte laut auf vor Schmerz! Mit einem Wattetupfer, den ich mit Ammoniak getränkt hatte, konnte das Gift neutralisiert werden und der Hund sprang dann schnell wieder fröhlich umher! Skorpione sind Nachttiere, die sich nie im Licht sehen lassen! Aber die unzähligen schönen Nachtfalter erfreuen mich immer wieder, besonders der kleine weisseidene Falter mit dem Goldrand! Aber auch die unzählig vielen anderen Muster der Nachtfalter, die vom Licht angezogen werden! Und im Licht der Nachttischlampe sehe ich die kleinsten Tierchen vollkommen mit ihren winzigen Beinchen, Fühlern und Flügeln, die vielleicht nur an ihrem einzigen Lebenstag fröhlich im Lampenlicht tanzen! Wie groß ist Gott, der eine unzählige Schar von Insekten gemacht hat, die IHN mit ihrem Tanz loben!

Aber die anderen Tiere, die uns in Lukas 10, 19 unter der Rubrik „Gewalt des Feindes“ genannt werden, sind die Schlangen, die aber am Tage und in der Nacht erscheinen und mit ihren Giftzähnen Menschen und Tiere töten können! Ich bin auch mancherlei Schlangen begegnet, vor denen mich Gott immer bewahrt hatte. Doch neben den oft sehr kleinen Giftschlangen gibt es auch die Riesenschlangen, die nicht giftig sind, aber sehr muskulös stark und riesengroß. Hier in Panama ist es die „Boa Constrictor“, die uns mehrmals begegnet ist, Wir wunderten uns, dass unsere schon recht zusammengeschrumpfte Hühnerfamilie immer kleiner wurde. Bis, an einem Sonntagmorgen, als Miguel mit seinem kranken Sohn Julian zu Hause geblieben war, er eine Unruhe im Hühnerhaus bemerkte Er ging hin um nach der Ursache zu forschen. Da sah er eine Riesenboa, etwa 3 Meter lang, wie sie gerade eins unserer Hühner im Maul hatte! Er wusste aber, dass er allein das Tier nicht töten konnte, auch nicht mit dem berühmten Buschmesser und so rief er telefonisch einen anderen Indianer um Hilfe, der gerade im Gottesdienst war und schnellstens zu uns gelaufen kam. Gemeinsam machten sie aus einem Strick ein Lasso, das sie der Schlange über den Kopf warfen und die Schlange am Lasso an einem großen Baum aufhängten, wo die Schlange sich hin und her wand, bis sie aber doch noch einige Stunden lebte, bis sie tot war! Die Schlange wird ja als erstes Tier in der Bibel namentlich genannt und als listig bezeichnet, das Satan gebrauchte, um Eva mit seiner List und mit der Lüge zu verführen und damit die ganze Menschheit von Gott durch die Sünde zu trennen! -Aber auch die Verheißung des Erlösers wurde uns gegeben und das Zertreten der Schlange durch den am Kreuz durch das Sündengift getöteten Sohn Gottes!

Beim Beobachten der Tiere fielen mir immer wieder die Ordnungen und die Intelligenz auf, mit der Gott viele von ihnen ausgestattet hat. Der große Delphin sieht einen Menschen ertrinken und nimmt den Ertrinkenden auf seinen Rücken und schwimmt ihn ans Ufer. Gott ruft den großen Fisch (einen Walfisch?), der den ins Meer geworfenen Jona verschluckt bis Gott ihm befiehlt, den ungehorsamen Propheten Jona wieder ans Ufer auszuspeien! und der große Fisch gehorcht seinem Schöpfer!

Als ich einmal am Pazifischen Ozean die Seevögel beobachtete, sah ich, wie diese auf Ihre Beute warteten, die die Fischer mit ihren 5 km langen Netzen gefangen hatten. Da kamen zuerst die großen Seevögel dran, danach eine andere Gruppe, dann eine andere Seevogelart und zuletzt die edlen Pelikane, die geduldig auf den Wellen schaukelten, bis alle anderen Vögel ihre Beute verzehrt hatten, dran waren. Es war kein Streit unter ihnen, jeder wartete auf den anderen! Einmal, als ich einen Einzelpelikan sah, der auf mich und meine beiden Freundinnen zugeflogen kam, sagte ich auf deutsch zu ihm: „Komm ein wenig näher, kleiner Pelikan!“ Und er watschelte näher auf mich zu und drehte das Köpfchen hin und her. Ich fragte ihn, ob er krank sei, worauf er seinen Kopf nach hinten lehnte, was wohl „nein!“ bedeuten sollte. Ich sprach wohl zehn Minuten mit ihm, bis es fast dunkel wurde und ich ihm sagte: „Wir müssen nun nach Hause gehen und du musst auf deinen Schlafbaum fliegen!“ Da erhob er seine langen Schwingen und flog davon! Diese Vertraulichkeit mancher Tiere ist bewegend, wie wir es ja auch von der Treue der Hunde wissen, die, wenn sie an einen anderen Ort gebracht werden, doch immer wieder den Weg zu ihrem Herrn zurückfinden! Aber das sprichwörtliche Verhalten zwischen Hund und Katze trifft nicht immer zu. Wir bekamen ein kleines weißes Kätzchen geschenkt und ließen aber das Kätzchen nicht mit dem Hund zusammenkommen. Doch dann sahen wir eines Tages, wie der große Hund mit dem kleinen Kätzchen fröhlich spielte, sich auf die Erde legte und die Katze mit ihm ruhig zusammen schlief!

Wir beobachteten auch mehrmals, wie Katzen Schlangen angreifen und verzehren, während Hunde sie nur anschauen, aber nicht angreifen!

Unsere Pussi saß an einem Morgen still und steif vor unserer Haustür und bewegte ihren Kopf hin und her, was sie sonst nie tat. Da sahen wir, wie etwa einen halben Meter von ihr entfernt eine hoch aufgerichtete Schlange saß, die ihren Kopf hin und her bewegte und Pussi tat das gleiche. Jedes der beiden Tiere wartete auf den Angriff des anderen Tiers, doch da wir unsere Pussi nicht verlieren wollten, konnten wir sie aus dem Blickfeld der Schlange entfernen und die Schlange mit einem langen Pfahl an die Erde spießen und töten! An einem anderen Tag sahen wir, wie ein kleines Kätzchen, was uns geschenkt worden war, etwas in seinen Pfötchen hielt und es am Verzehren war. Es war eine ganz giftige Schlange, doch wir fanden später den Kopf der Schlange, die das Kätzchen aber vorher abgebissen hatte!

Eine rührende Szene sah ich einmal in einem künstlichen Fischteich, wo eine Schar von Fischen sich tummelte, aber ein kranker Fisch unter ihnen war, der immer wieder umfiel. Die anderen Fische bemühten sich lange, ihn immer wieder aufzurichten und schwammen von allen Seiten um ihn herum und richteten ihn auf, damit er doch wieder richtig schwimmen sollte! Auch Fische bemühen sich, ihren „Kameraden“ zu helfen. Welch ein bewegendes Zeugnis! Und ich dachte an die Verheißung in Römer acht, was auch für die Tierwelt gilt!

„Die gespannte Erwartung der Schöpfung sehnt die Offenbarung der Söhne Gottes herbei. Die Schöpfung ist nämlich der Vergänglichkeit unterworfen, nicht freiwillig sondern durch den, der sie unterworfen hat auf Hoffnung hin, dass auch die Schöpfung selbst befreit werden soll von der Knechtschaft der Sterblichkeit zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, dass die ganze Schöpfung mitseufzt und in Wehen liegt bis jetzt und nicht nur sie, sondern auch wir selbst, die

wir die Erstlingsgabe des Heiligen Geistes haben, auch wir erwarten seufzend die Sohnesstellung der Erlösung unseres Leibes, denn auf Hoffnung hin sind wir errettet worden!"

„Ich erzähle von allen DEINEN WUNDERN!“

Das sollte das Thema dieses Auszuges aus meinem langen Leben sein, das Gott der HERR mir geschenkt hat.-

Es sind noch viele andere Wunder, die ich hier nicht berichtet habe, aber die Gott, der in Jesus Christus mein VATER geworden ist, an mir getan hat. Auch dass ich jetzt, im Jahre 2010 mit 88 Lebensjahren noch am Leben bin und IHM dienen darf, ist ein WUNDER!-- Mein ganzes Leben soll ein Loblied Seiner Gnade sein hier auf Erden und einst bei IHM in der ewigen HERRLICHKEIT!